

*Wirtschaftspädagogik:  
Die Uni geht zum Bund*

*Architekturtheorie:  
„Papierpaläste“ im Reich der Utopie*

*Onomast hilft bei Opfer-Suche:  
7000 Namen und einige Tränen*

*Epitaphien werden restauriert:  
Klebstoff für Christus*

*Projekt „Der Feind im Kopf“:  
Fette Amis, teuflische Deutsche*

*Studentische Mediennutzung:  
Neun Minuten „Simsen“ am Tag*



**journal**

Brennpunkt Regenerative Medizin

**Menschliche Ersatzteile aus dem Labor**

**Inhalt****UniVersum**

Neue Stiftungsprofessur / Besuch in Prag	2
Jahresbilanz der Universitätsbibliothek	3
Ehrendoktorwürde für Ricardo Lagos	4
Interview mit dem scheidenden Kanzler	6

**Gremien**

Senatssitzungen im Februar und im März	11/12
--	-------

**Forschung**

Namenforschung: Opfer-Suche und 30-Jahre-Projekt	13
Sanskrit-Unikum von der Seidenstraße	14
Studentische Mediennutzung	16
Fortpflanzung: Nicht so einfach wie man denkt	18

**UniCentral**

Menschliche Ersatzteile aus dem Labor	19
Interview über Leipzigs Potenzial in der Regenerativen Medizin und den Nachwuchs	21
Physiker revolutionieren Krebsdiagnose	22
Bewegungsstörungen auf der Spur	23
Software identifiziert RNA-Gene	24

**Fakultäten und Institute**

Wirtschaftspädagogen helfen Bundeswehr	25
Die Ikonografie des Buches	26
Illustrierte Architekturtheorie	27
Anatomiehörsaal in neuem Glanz	28

**Studiosi**

Leipziger Kreis: „Der Feind im Kopf“	29
Neue Wohnbörse / Telefonkonferenz bei „Campus“	30
Die Studenteninitiative „apropos polen.“	31

**Personalia**

Trauer um Prof. Bigl/Nachrufe/Kurz gefasst	32/33
Gedenktafel für Hans Mayer	34
Neu berufen	35
Bibliotheksdirektor Henschke verabschiedet	38
Geburtstage	39
Anatom Schmidt geht in den Ruhestand	40

**Jubiläum 2009**

Gesichter der Uni: Erich Marx	41
Vor 60 Jahren: Gestapo erschoss Absolventin	42
Epitaphien aus Uni-Kirche werden restauriert	44

Am Rande	30
Nomen	37
Impressum	2

Das Titelbild zeigt Kardiomyozyten (Herzmuskelzellen) nach fünf Tagen in Kultur.

Foto: Professur für Zelltechniken und angewandte Stammzellbiologie

**Brennpunkt  
Regenerative Medizin**

Seit Urzeiten versuchen wir, Krankheiten zu bekämpfen, die Gesundheit zu verbessern und unsere Lebensspanne zu verlängern. Besondere Bedeutung gewinnt hierbei in jüngster Zeit die Regenerative Medizin, der ein enormes Potenzial mit großer Zukunft zugeschrieben wird. Außerhalb des Körpers gezüchtete Zell- und Gewebeverbände werden im Kampf gegen schwere und bislang nicht heilbare Krankheiten eingesetzt. Ebenso dazu gehören biohybride Systeme mit funktionellen Verbindungen zwischen biologischen und technischen Komponenten sowie pharmakologische Ansätze der gezielten in situ-Stimulierung der Geweberegeneration. Und vieles mehr.



Der junge biomedizinische Forschungsbereich ist ein stark inter- und transdisziplinäres Wissenschaftsgebiet, das auf drei Säulen ruht: klinische Medizin, Molekular- und Zellbiologie, Materialwissenschaften. Die Liste der Mitwirkenden ist lang. Allein an der Universität Leipzig kooperieren Mediziner, Veterinärmediziner, Biowissenschaftler, Pharmakologen, Materialwissenschaftler (Chemiker, Physiker), Informatiker und Juristen. In mehreren interdisziplinären Zentren werden diese Aktivitäten

zusammengeführt. Viele Partner kommen hinzu – wissenschaftliche wie die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, das Hallenser Fraunhofer-Institut für Werkstoffmechanik, in Leipzig das Leibniz-Institut für Oberflächenmodifizierung oder das Max-Planck-Institut für Mathematik in den Naturwissenschaften, aber auch rund 20 Unternehmen aus der Region.

Das Forschungsnetz RegMedNet bündelt die Kompetenzen der Universität Leipzig und ihrer Partner in den Bereichen:

- Grenzflächenengineering
- Nanotechnologie
- Stammzellforschung
- Proteomik
- Medizin
- Tissue Engineering
- Medizintechnik
- Zellbiologie
- Genomik
- Bioinformatik

Dies geschieht auch vor dem Hintergrund, dass wir in Leipzig ein DFG-Forschungszentrum für Regenerative Therapien etablieren möchten. Im Ausschreibungsverfahren hat das Leipziger Konzept die Runde der letzten Drei erreicht. Da in Leipzig auch das neue Fraunhofer Institut für Zelltherapie und Immunologie angesiedelt wird, hat die Stadt die Chance, sich zu einem international führenden Standort zu profilieren. Nicht zuletzt findet in Leipzig vom 18. bis 20. Mai der zweite Weltkongress für Regenerative Medizin statt, dessen Teilnehmer wir sehr herzlich willkommen heißen.

*Prof. Dr. Martin Schlegel*

*Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs*

## „Kommunikationsmanagement in Politik und Wirtschaft“ ab Wintersemester **Energiewirtschaft richtet Stiftungsprofessur ein**

Zu den bestehenden zehn Stiftungsprofessuren der Universität gesellt sich ab dem kommenden Wintersemester eine weitere hinzu: Die Energieunternehmen Vattenfall Europe AG, Vattenfall Europe Sales GmbH und Stadtwerke Leipzig GmbH richten die Professur „Kommunikationsmanagement in Politik und Wirtschaft“ ein, die sich kommunikations- und politikwissenschaftlichen Fragestellungen mit dem Schwerpunkt der Energiewirtschaft widmen soll – eine bisher einmalige Kombination in Deutschland.

Nach den ersten fünf Jahren, in denen die Unternehmen jährlich 87 500 Euro geben, wird die Stiftungsprofessur von der Universität als reguläre Professur übernommen. „Dafür nutzen wir praktisch eine Stelle der Politikwissenschaften. Das ist sozusagen ein innovatives ‚Joint-Venture‘“, sagte Prof. Dr. Günter Bentele, Inhaber des Lehrstuhls für Öffentlichkeitsarbeit/PR, „des für uns führenden Kom-

munikationslehrstuhls in Deutschland“, so Dr. Werner Süss, Geschäftsführer der Vattenfall Europe Sales GmbH. Gerade die Zusammenarbeit innerhalb der Fakultät war es, die ihn neben dem Engagement der Wirtschaft besonders gefreut habe, erklärte Prof. Dr. Martin Schlegel, Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs, bei der Vorstellung der Stiftungsprofessur, die bundesweit ausgeschrieben ist.

Durch die Liberalisierung des Energiemarktes sind die Anforderungen an die Kommunikation der Unternehmen sowohl mit Mitarbeitern und Gesellschaftern als auch mit gesellschaftspolitischen Multiplikatoren und Medien noch einmal deutlich gestiegen. Integrierte Unternehmenskommunikation, komplexes Kommunikationsmanagement und -steuerung haben zum Beispiel bei Imagebildung und strategischer Markenführung sehr an Bedeutung gewonnen. „Kontinuierliche Image- und

Akzeptanzforschung könnte daher ein Projekt der neuen Professur sein“, sagte Marion Danneboom, Leiterin der Unternehmenskommunikation der Stadtwerke Leipzig GmbH – beide beteiligten Unternehmen motivierte natürlich, dass mit dem Schwerpunkt Energiewirtschaft zukünftig an der Universität Leipzig Projekte der angewandten Forschung aufgelegt werden können. „Nicht zu unterschätzen sind auch die Möglichkeiten der Nachwuchssicherung für die Unternehmen, da die Kommunikationsanforderungen an uns ja ständig weiter steigen werden“, ergänzte Dr. Werner Süss.

Mittelfristig soll passend zur Stiftungsprofessur ein Studiengang angeboten werden, der zum „Master of Communication Management“ führt. „Dafür werden wir dann wohl den Bachelor-Studiengang ‚PR-/Kommunikationsmanagement‘ einstellen müssen“, kündigte Professor Bentele an.

r:

### Journal

Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig,

Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Redakteur: Carsten Heckmann

Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Tel.: 03 41 97-3 50 24, Fax: 03 41 97-3 50 29

E-Mail: heckmann@uni-leipzig.de

Vi.S.d.P.: Volker Schulte

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Gutenbergstraße 1, 04600 Altenburg

Anzeigen: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Ansprechpartnerin: Ingeborg Keller

Tel.: 0 34 47 55 51 53

E-Mail: ingeborg.keller@dza-druck.de

Das Journal kann gegen Übernahme der

Versandkosten bezogen werden bei:

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststraße 41, 04317 Leipzig

Tel./Fax: 03 41 9 90 04 40

E-Mail: info@univerlag-leipzig.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte

Artikel zu redigieren und zu kürzen. Bei unver-

langt eingesandten Manuskripten besteht keine

Gewähr für einen Abdruck.

Der Nachdruck von Artikeln ist gestattet, sofern

die Quelle angegeben wird. Ein Belegexemplar an

die Redaktion wird erbeten.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 23. 3. 2005

ISSN 0947-1049

## Uni Prag wird in Feiern zum Jubiläum eingebunden **Besuch bei der „Mutter“**

1409 verließen deutsche Magister und Scholaren als Folge nationaler und kirchenpolitischer Auseinandersetzungen Prag und gingen zu großen Teilen nach Leipzig. Wenn die hiesige Universität nun 2009 ihr 600-jähriges Jubiläum feiert, sollen Leipziger Studierende nach Prag laufen oder wandern – eine symbolische Rückkehr zur „Mutter“ Karls-Universität. Diese Idee trug im Februar eine kleine Leipziger Delegation an der Universitas Carolina Pragensis vor. Dort wurde sie mit Begeisterung aufgenommen und dahingehend erweitert, dass gleichzeitig Prager Studierende gen Leipzig starten könnten.

In ihren Gesprächen mit dem Prager Rektor Prof. Dr. Ivan Wilhelm und dem Prorektor Prof. Dr. Josef Stingl erläuterten die Leipziger Abgesandten – Rektor Prof. Dr. Franz Häuser, der Leiter des Akademischen Auslandsamtes Dr. Svend Poller und der Dezernent für Öffentlichkeitsarbeit und Forschungsförderung Dr. Ralf Schulze – ihre generelle Vorstellung, dass die Karls-Universität in den Jubiläumsfeiern eine herausgehobene Rolle spielen könnte und

dies bereits jetzt wissenschaftlich-fachlich untermauert werden sollte.

Ganz in diesem Sinne wurde zum Auftakt des Besuchs eine frühere Vereinbarung über wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Universitäten erneuert. Schon jetzt arbeiten mehrere Fakultäten gut zusammen. Zu nennen sind zum Beispiel die internationalen westslawistischen Studentenkongresse zu Literatur und Kultur, die Kooperationen in der Umweltforschung, der Grenzflächen- und Polymerphysik, im Bereich der Indologie und Zentralasiawissenschaften, der Lateinamerikanistik (Borges), der Germanistik (Deutsch für Mediziner) oder der Sozialwissenschaften (Mediensystem des Dritten Reiches).

Die europaweite Einladung der Karls-Universität zu einem Treffen der Dekane philosophischer Fakultäten im Mai 2005, um multilaterale Forschungsprojekte auf den Weg und nicht zuletzt in eine EU-Förderung zu bringen, hat an der Universität Leipzig bereits ein positives Echo gefunden.

r:

# Größere Akzeptanz, weiterer Ausbau

## Die Jahresbilanz der Universitätsbibliothek

Das Positive zu allererst: Die Akzeptanz der Hauptbibliothek und der Zweigstellen durch ihre Benutzer ist weiter gewachsen. Das liegt an dem breiten Literaturangebot, das schon weitgehend systematisch in Freihand aufgestellt ist, und an dem Informationsangebot der Universitätsbibliothek Leipzig (UBL) im universitären Netz. Das liegt aber auch daran, dass die Bestände und das Informationsangebot immer stärker durch den OPAC und die anderen Instrumente auf den Webseiten der UBL erschlossen werden konnten. Nicht minder wichtig sind die Benutzungsbedingungen im gesamten Bibliothekssystem: Ende 2004 standen 2565 Benutzerarbeitsplätze für die mehr als 30 000 Studierenden zur Verfügung, davon 258 Computerarbeitsplätze und darunter wiederum 221 mit Zugriff auf das Internet.

Die rund 800 Benutzerplätze in der Bibliotheca Albertina, der Hauptbibliothek, werden nicht nur gut angenommen, sie sind in der Vorlesungszeit häufig alle belegt. Es ist zu erwarten, dass sie in Folge der baubedingten Schließung der großen Zweigstelle am Augustusplatz im Sommersemester 2005 nicht für alle Studierenden der Geistes- und Sozialwissenschaften ausreichen werden.

Das Angebot an gedruckter Literatur und Datenbanken konnte weiter ausgebaut werden. Durch den Erwerb von Autographen und Vorlesungsskripten sowie durch Ankauf von acht mittelalterlichen Handschriften aus der ehemaligen Sammlung der Leipziger Patrizierfamilie Apel konnte auch der Schatz an wertvollen Einzelsammlungen vergrößert werden.

Das Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt für die Hallenser, Jenaer und Leipziger Papyri, das von der UBL koordiniert und – ebenso wie die Erschließung von Handschriften – von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt wird, machte ebenfalls große Fortschritte. Das Projekt „Virtuelles Faksimile des Machsors Lipsiae“, das die UBL zusammen mit dem Deutschen Historischen Museum Ber-

lin betrieben hatte, konnte mit der Produktion einer CD für diese mittelalterliche jüdische Handschrift abgeschlossen werden. Aufgrund ihres großen Funduses beteiligten sich die Sondersammlungen der UBL im vergangenen Jahr mit Leihgaben an insgesamt 13 Ausstellungen in Deutschland. Drei Ausstellungen fanden in der Bibliotheca Albertina statt.

Sorgen bereiteten dagegen weiterhin die große Zahl von 36 Zweigstellen, die viel Personal für die reine Benutzung und Aufsicht binden, und die wiederum sehr späte Zuweisung von finanziellen Mitteln, die für die Erwerbung zur Verfügung standen. Die personellen Engpässe wirkten sich besonders nachteilig für die Benutzer aus, die in der Bibliotheca Albertina häufig 24 Stunden auf ein Buch aus den Magazinen warten mussten.

### Die Zahlen

Aufgrund der verstärkten Einarbeitung umfangreicher Geschenke und zusätzlicher finanzieller Mittel konnten im vergangenen Jahr insgesamt 76 106 Bände (2003: 69 284) bzw. 78 855 Medieneinheiten (2003: 70 266) gezählt werden. Nach Abzug der Aussonderungen hatte die UBL mit allen ihren Teilen Ende 2004 einen Bestand von 5 095 955 Bänden (2003: 5 023 537).

Die Ausgaben für die Erwerbung von gedruckten und elektronischen Medien (einschließlich Datenbanken) betragen in 2004 insgesamt 3 709 264 Euro (2003: 3 373 296).

Ende 2004 standen nur noch 7001 gedruckte Zeitschriften (2003: 7201 Zeitschriften), aber zusätzlich 17 558 Volltextzeitschriften (2003: 7680 E-Zeitschriften) im universitären Netz zur Verfügung. Zum Ausgleich für unumgängliche Abbestellungen im Zeitschriftenbereich wurde ab Januar 2005 in drei naturwissenschaftlichen Zweigstellen ein Pilotprojekt zur kostenfreien Nutzung des Schnelllieferdienstes SUBITO gestartet.

Durch die Möglichkeit, an mehreren Stellen der UBL Aufsätze auch aus diesen Zeitschriften auszudrucken, hat sich der Komfort ebenso erhöht wie durch die Installation eines WLAN-Senders in der Bibliotheca Albertina Ende des vergangenen Jahres. Dadurch gelangen Laptop-Benutzer direkt ins universitäre Netz und damit in alle Datenbanken der UBL. Die Zahl der bibliographischen und Fakten-Datenbanken, die die UBL in das universitäre Netz einspeist, konnte um 13 auf insgesamt 209 erhöht werden.

### Möglichkeiten für noch besseren Service

Die Ursachen für die Leistungssteigerung im Erwerbungsbereich, die in den letzten beiden Jahren erreicht werden konnte, sind zum einen in den Rationalisierungseffekten der integrierten Bibliothekssoftware LIBERO zu suchen. Zum anderen liegen sie in der erfolgreich eingeführten Organisation durch Arbeitsgruppen, in denen der elektronisch gestützte integrierte Geschäftsgang realisiert werden und – last but not least – die Arbeitszufriedenheit der Mitarbeiter verbessert werden konnte.

Allerdings: Die abnehmende Zahl der Personalstellen lässt – angesichts der Zahl der Zweigstellen – den verständlichen Wünschen der Benutzer nach längeren Öffnungszeiten, schnellerer Bereitstellung von gedruckter Literatur sowie nach mehr Beratung der UBL-Leitung kaum Spielraum für deren baldige Realisierung.

*Dr. Ekkehard Henschke  
Direktor der Universitätsbibliothek  
bis 31. 03. 05*

*Lesen Sie auch den Beitrag „Umberto Eco wartet schon“ zum Abschied von Ekkehard Henschke auf Seite 38.*

# „Der Wissenschaft eine zweite Chance gegeben“

## Rückblick auf die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Ricardo Lagos

*Eine Gesellschaft wird nicht menschlicher, wenn sie den Schmerz oder die dunklen Seiten ihrer Geschichte verneint; im Gegenteil, dadurch wird sie nur verunglimpft und erniedrigt.*

*Ricardo Lagos*

*in: „Es gibt kein Morgen ohne das Gestern“*

Der große Sitzungssaal des Bundesverwaltungsgerichts hat viele bedeutende Prozesse gesehen. Sollte am 25. Januar 2005 ein weiterer hinzukommen? An dem Tag, an dem die Universität Leipzig Gastrecht in diesem hohen Haus genießen durfte? „Ist der Elfenbeinturm ein Weltgericht, die finale Instanz für fällige Urteile über ferne Länder?“, fragte Prof. Dr. Wolfgang Fach, Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie.

Eine rhetorische Frage, gewiss. Aber auch eine entscheidende an diesem Tag, da mit Ricardo Lagos ein Mann geehrt wurde, der sich um Chile und die Demokratie verdient gemacht hat. Durchaus also wurde hier ein „Urteil“ gesprochen, und zwar ein ausnehmend positives. Aber es spielte sich keine Gerichtsverhandlung ab zwischen den holzvertäfelten Wänden, sondern eine Ehrenpromotion für den chilenischen Staatspräsidenten. Gerade dafür, so sagte Laudator Fach, müsse es auch einen Grund geben, der auf dem Terrain der Wissenschaft statt des imaginären Weltgerichts liege. „Gemeinhin heißt es, die Wissenschaft sei Voraussetzung der Zivilisation – sicher kein falscher Satz. Doch seine Umkehrung stimmt nicht weniger. Ohne eine zivilisierte Gesellschaft keine funktionierende Wissenschaft. Es gibt kein Wissen im Elend, vielleicht nicht einmal vom Elend, denn wo gelitten wird und mit gelitten werden muss, ist es unmöglich, einfach nur wissen zu wollen. Das Gefühl stigmatisiert den Gedanken.“



**In lockerer Gesprächsrunde: IAFSL-Direktor Alfonso de Toro, Ministerpräsident Georg Milbradt, Ehrendoktor Ricardo Lagos und Rektor Franz Häuser (v. l.).**

### Der Text der Urkunde

„Unter dem Rektorat des Professors für Bürgerliches Recht, Bank- und Börsenrecht, Arbeitsrecht Dr. iur. Franz Häuser und dem Dekanat des Professors für Politikwissenschaft Dr. rer. soc. Wolfgang

Fach verleiht die Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie Herrn Ricardo Lagos, Präsident der Republik Chile, den Grad eines Dr. rer. pol. h.c. (doctor rerum politicarum honoris causa).

Sie würdigt damit einen Staatsmann, der mit seinem Einsatz für Demokratie, Rechtsstaat und Reformen eindringlich bewiesen hat, wie das Wissen seine Freiheit dort wiedergewinnen kann, wo es den Zumutungen der Macht ausgesetzt war.“



**Diesen Moment hatten alle erwartet: Rektor Franz Häuser und Dekan Wolfgang Fach überreichten Ricardo Lagos die Ehrendoktor-Urkunde.**

### Ricardo Lagos

wurde am 2. März 1938 geboren. Nach seiner Schulzeit studierte er Jura an der Universidad de Chile. Für seine Abschlussarbeit über „die Konzentration der Wirtschaftsmacht“ erntete er große Anerkennung. Anfang der 1960er Jahre promovierte Lagos an der Duke University (North Carolina, USA) in Wirtschaftswissenschaften. Anschließend begann seine akademische Karriere an der Universidad de Chile als Professor für Volkswirtschaft

an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Er wurde Direktor der Schule für Politische- und Verwaltungswissenschaften und später Generalsekretär der Hochschule. Nach dem Militärputsch in Chile 1973 ging Lagos als Gastprofessor in die USA, 1978 kehrte er im Auftrag der Vereinten Nationen zurück, arbeitete in seinem Heimatland für den Internationalen Währungsfonds. In den 1980er Jahren wurde Lagos zum unbestrittenen Oppositionsfüh-

rer gegen die Pinochet-Regierung. Der Linksliberale spielte eine große Rolle bei den Bemühungen, zur Demokratie zurückzufinden. 1990 wurde er Bildungsminister, 1994–1998 war er Minister für Öffentliche Bauten. Im Januar 2000 setzte sich Lagos in einer Stichwahl gegen seinen konservativen Gegenkandidaten durch und wurde im März Präsident der Republik Chile. Seine Amtszeit dauert bis zum 15. März 2006.

Die Elfenbeinturmbewohner hatten also einen guten Grund, Ricardo Lagos zu ehren: Die Auszeichnung der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie galt dem Ermöglicher von Wissenschaft. „Ricardo Lagos hat seine Chance genutzt und der Wissenschaft eine zweite gegeben“, führte Wolfgang Fach aus. „Davon haben – mehr als andere – jene Disziplinen profitiert, die in meiner Fakultät versammelt sind.“

Lang anhaltendem Applaus folgte einer von drei Auftritten des Thomanerchores. Um 12 Uhr brach schließlich das obligatorische Blitzlichtgewitter los. High Noon im Gerichtssaal. Ricardo Lagos nahm die Promotionsurkunde entgegen aus den Händen von Dekan Fach und Rektor Franz Häuser, der in seiner Begrüßungsrede betont hatte, dass der Besuch des chilenischen Präsidenten ein Höhepunkt im bald 600-jährigen Leben der Universität Leipzig darstelle und die Universität stolz sei, diesen verdienten Staatsmann auszeichnen zu können.

Prof. Dr. Häuser war es auch, der die zum Nachdenken anregenden Worte von Ricardo Lagos zitierte, die auch über diesem Text stehen. Der Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, Prof. Dr. Georg Milbradt, nutzte diese Worte, um in seinem Grußwort die Vergangenheitsbewältigung in Chile zu thematisieren. Wenn sie auch nicht unbedingt „mit unserem Umgang mit Opfern und Tätern in der DDR zu vergleichen“ sei, so gebe es doch Gemeinsamkeiten.

Von einer Gemeinsamkeit sprach auch der Geehrte selbst: „Wir haben die Solidarität Leipzigs während der dunklen Jahre Chiles kennen gelernt. Wir können sagen, dass sich die historische Erfahrung hier vereint: 1989 besiegelte auch die Rückkehr Chiles zur Demokratie“, sagte Ricardo Lagos. Er



**Im prunkvollen Ambiente des großen Sitzungssaals des Bundesverwaltungsgerichts durften die Gäste nicht nur interessanten Reden lauschen, sondern auch dem Thomanerchor unter der Leitung von Georg Christoph Biller. Fotos: Armin Kühne**

verstehe die Auszeichnung auch als Anerkennung für sein Land und dessen Hochschulsystem.

Lagos hielt eine sehr politische Rede. Sein erstes Thema war der Erneuerungsprozess in seiner Heimat, der den Anden-Staat von einer Militärdiktatur zum stabilsten Land Lateinamerikas werden ließ. „Wir müssen die Vergangenheit annehmen, damit sie uns nicht wieder einholt“, mahnte er und betonte die Wichtigkeit, die die Auseinander-

setzung mit der Vergangenheit für die Aufgaben der Zukunft habe. Des weiteren lobte Lagos die Europäische Union für „die Verbindung von Demokratie und sozialer Wirtschaft“ und kritisierte indirekt die USA für ihre Alleingänge. Hunger, Armut, globale Erwärmung seien neben dem Kampf gegen den Terrorismus die wichtigsten Themen derzeit, und man könne sie nur in multilateralen Verfahren angehen.

Bei seinen dankenden Worten an die Universität für die Verleihung der Ehrendoktorwürde vergaß der Präsident nicht, auf einen berühmten Landsmann Bezug zu nehmen: „Es bewegt mich, diese Ehre mit Pablo Neruda zu teilen, dessen 100. Geburtstag letztes Jahr überall gefeiert wurde, auch am Ibero-Amerikanischen Forschungsseminar der Universität Leipzig.“ In der Tat: Der große Dichter Neruda wurde 1968 Ehrendoktor der Universität (über seinen 100. Todestag berichtete das *Uni-Journal* in Ausgabe 4/2004), und das Ibero-Amerikanische Forschungsseminar (IAFSL) steht für vielfältige Kooperationen mit Chile. Nach der Festveranstaltung, dem Empfang im prunkvollen Festsaal des Bundesverwaltungsgerichts und dem Mittagessen in der Villa Tillmanns zeigte sich IAFSL-Direktor Prof. Dr. Alfonso de Toro sehr zufrieden: „Für die Universität Leipzig und für uns alle ist es eine Anerkennung der Arbeit in den letzten 14 Jahren am IAFSL über Lateinamerika – sonst wäre die Ehre eines Staatsbesuches nie möglich gewesen.“

*Carsten Heckmann*

*Die Reden zur Ehrenpromotion erscheinen in Kürze in der Reihe „Leipziger Universitätsreden“.*

# „Es kommt darauf an, wie souverän man mit Vorschriften umgeht“

## Interview mit dem scheidenden Kanzler Peter Gutjahr-Löser

Am 27. April wird Peter Gutjahr-Löser 65 Jahre alt und feiert an diesem Tag mit den ihm nahe Stehenden seinen Abschied als Kanzler der Universität Leipzig. Dieses Amt hatte er am 1. März 1991 angetreten. Auf den Tag genau 14 Jahre später verlieh ihm die Erziehungswissenschaftliche Fakultät die Ehrendoktorwürde. Das *Uni-Journal* berichtet über diese Ehrung – und befragte den scheidenden Kanzler zu entscheidenden Stationen.



**23. Oktober 1997: Peter Gutjahr-Löser beim Festakt in der neu eröffneten Theodor-Litt-Ausstellung des Universitätsarchivs. Anlass: die Übernahme des wissenschaftlichen Nachlasses von Theodor Litt.**

**Aus München, aus der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft kommend, wurden Sie 1991 Universitätskanzler in Leipzig. In diesem Amt haben Sie die Erneuerung der Alma mater Lipsiensis an Haupt und Gliedern maßgeblich mitgestaltet. Das Interview zum Ende Ihrer Dienstzeit möchte diese spannende Zeit in den Mittelpunkt stellen. Ehe es in die Schlussfrage mündet, welche bleibenden Erinnerungen Sie mit dem 14-jährigen Wirken in der Universitätsleitung verbinden, einige „Zwischenfragen“.**

**Ihr erster Eindruck von der Stadt Leipzig und ihrer Universität?**

Leipzig kannte ich flüchtig von einem Besuch ferner Verwandter im Jahre 1960. Der Eindruck war niederschmetternd. 30 Jahre vergingen, ehe ich wieder nach Leipzig kam. Diesmal in anderer Mission. Ich hatte mich aufgrund der Stellenausschreibung vom Sommer 1990 um die Kanzlerposition der Universität Leipzig beworben. Aus dem dann im Oktober stattfindenden Vorstellungsgespräch im Interimsrektorat Leutert-Geiler-Wartenberg nahm ich sehr

positive Eindrücke mit. Wir schienen auf einer einheitlichen Wellenlänge zu liegen. Nicht anders war es dann im November bei der Vorstellung im Senat.

**Ihre Motivation für einen Gang in den Osten?**

Zunächst ist mir der Weggang aus München gar nicht leicht gefallen. Ich hatte ja in der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft als Leiter des Dezernats, in dem alle wissenschaftspolitischen Entscheidungen vorbereitet und die Verbindungen zu den gesetzgebenden Körperschaften wie Bundestag, Bundesregierung, Landtagen, Landesregierungen gepflegt wurden, eine hochinteressante, verantwortungsvolle Stelle inne. Dabei ging es vor allem um die Gesetzgebung, die sich mit Forschungsfragen beschäftigt. Nicht selten waren damit ethisch bewegende Fragen angesprochen. Das Spektrum reichte von Tierversuchen bis zum Embryonenschutz.

**So war es Idealismus, der Sie hierher führte?**

Eher die in Jahrzehnten angestaute innere Betroffenheit über den Irrsinn der deut-

schen Teilung und nun der Möglichkeit, etwas zu ihrer Überwindung beizutragen. Ich habe die letzten Kriegstage in Berlin mit ihren schrecklichen Szenen sehr bewusst miterlebt, dann kam die Freude, zum amerikanischen Sektor zu gehören, die Berliner Blockade, die Luftbrücke, der Volksaufstand 1953 ... Das alles hat mich geprägt. Inzwischen in Oberbayern beheimatet, habe ich mich schon als Schüler für die politische Bildungsarbeit engagiert. Ich konnte und wollte mich nicht damit abfinden, dass ich für einen Besuch meiner nächsten Verwandten in Wittenberg spezielle Genehmigungen brauchte und immer neue Schikanen über mich ergehen lassen musste, während ich nach Österreich mühelos ein- und ausreisen konnte. 1983 war ohnehin Schluss mit den Besuchen im Osten, denn der nach einem Aufenthalt in Wittenberg entstandene und anonym veröffentlichte Beitrag zum Thema „Gehört Luther der DDR?“, den die Stasi treffsicher mir zuordnete, führte zu einem Einreiseverbot. Als ich zur Zeit des Mauerfalls eine Dienstreise nach Göttingen absolvierte und entlang der Grenze die unbeschreiblichen Szenen der Grenzöff-

nung und Begegnung erlebte, habe ich Tränen der Freude vergossen.

### **Brachten Sie neben der Freude auch eine Vision mit?**

Ja, die der Freiheit der Wissenschaft. Auch das hatte mit persönlich erlebter Geschichte zu tun. Als die kommunistischen Studentenfunktionäre Mitte der 60er Jahre in meiner alten Universität, der in Bonn, das Kommando zu übernehmen begannen, habe ich mich dagegen engagiert, weil ich genau wusste, dass sie über kurz oder lang die Meinungs- und Publikationsfreiheit genauso unterdrücken würden wie die Genossen in der DDR. Ich bin dann ja auch Bundesgeschäftsführer des Bundes Freiheit der Wissenschaft geworden, der sich an den Universitäten im Westen dafür eingesetzt hat, dass diese Freiheit erhalten bleibt und nicht von irgendwelchen Ideologen beschnitten wird. In diesem Bund waren damals die drei großen politischen Strömungen – christliche Union, Sozialdemokratie und Liberale – sowohl in der Mitgliedschaft als auch im Vorstand durch herausragende Persönlichkeiten wie Kultusminister Hanns Maier, Richard Löwenthal, den Freund Willy Brandts, und Walter Rüegg, den früheren Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz, vertreten. Von daher hatte ich ein klares Bild, wie eine Universität verfasst sein muss. Unsere Erkenntnis war, sie musste vor allem freiheitlichen Ansprüchen genügen, um überhaupt erst im Sinne echter Wissenschaft arbeitsfähig sein zu können.

***„Ich habe es verstanden, den meisten Fettnäpfchen, die hier für einen Westdeutschen herumstanden, auszuweichen.“***

Zu diesem klaren gesellschaftspolitischen Bild trat dann in Leipzig etwas hinzu, was man eine kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Faszination durch die altherwürdige Alma mater Lipsiensis nennen könnte. Eine der ersten Einladungen, die ich als Kanzler erhielt, bekam ich von Herrn Schrammek vom Musikinstrumentenmuseum, und sehr bald suchte mich auch der damalige Kustos der Kunstsammlungen, Herr Behrends, auf, um mir die Sorgen und Nöte, aber auch die großartige Geschichte der Universität näher zu bringen. Nahm man beides zusammen – Freiheit und Geschichte –, so ergab sich als Schlussfolgerung: Wir wollen dahin zu-

## **Litt und Luther im Alten Rathaus**

Der Geehrte selbst zitierte Martin Luther: „Ein Jurist, der nicht mehr ist als ein Jurist, ist ein arm Ding.“ Dr. phil. h.c. Peter Gutjahr-Löser ist mehr als ein Jurist. Die Erziehungswissenschaftliche Fakultät verlieh ihm am 1. März im Alten Rathaus die Ehrenpromotion „in Würdigung seiner herausragenden wissenschaftlichen Leistungen, insonderheit seiner außerordentlichen Verdienste um die Verbindung von wissenschaftlichem und praktischem Interesse an der Pädagogik“. Soweit ein Auszug aus dem Text der Ehrenurkunde, die Dekan Harald Marx unter dem Applaus der 300 geladenen Gästen überreichte.

Es gab auch Geschenke: ausgewählte „Litt-ographien“ und eine Originalausgabe des Werkes „Individuum und Gemeinschaft“. Der Zeichner/Autor: Theodor Litt (1880–1962). Um diesen großen Philosophen und Pädagogen hat sich Peter Gutjahr-Löser besonders verdient gemacht, was Dieter Schulz, Professor für Schulpädagogik, in seiner Laudatio anhand vieler Beispiele hervorhob.

Litt wirkte ab 1920 an der Universität Leipzig, 1931/32 war er ihr Rektor. Mit den Nazis arrangierte er sich nicht, legte 1936 sein Amt als Hochschullehrer nieder und ging 1947 nach Bonn. Dort hörte der junge Gutjahr-Löser Litts Vorlesungen – und lernte den Wissenschaftler schätzen. 30 Jahre später sollte es nicht zuletzt sein Verdienst sein, dass der Nachlass Litts seinen Weg an die Universität Leipzig

fand und hier erforscht werden kann. Unter Mithilfe des neuen Ehrendoktors wurden die Theodor-Litt-Forschungsstelle eingerichtet, die Theodor-Litt-Gesellschaft gegründet und die Theodor-Litt-Symposien ins Leben gerufen. Gutjahr-Löser ist zudem Mitherausgeber und Autor des Theodor-Litt-Jahrbuchs.

Dieter Schulz fand dafür lobende Worte, aber auch für weitere biografische Höhepunkte. „Sie saßen nie im Bremserhäuschen“, stellte der Laudator mit Blick auf Peter Gutjahr-Lösers Stationen im Jura-Studium, in der Hanns-Seidel-Stiftung, in der Max-Planck-Gesellschaft und anderswo fest. Ähnlich hatte es zuvor Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee formuliert („Ich kenne den Kämpfer Gutjahr-Löser“), der wie Rektor Franz Häuser Grußworte gesprochen hatte.

Der „Kämpfer“ ließ sich nicht lumpen: Theodor Litt habe ihn gelehrt, dass Vertrauen die pädagogische Praxis durchziehen müsse. Diese Erkenntnis, sagte Dr. h.c. Gutjahr-Löser, sei nicht auf die Pädagogik beschränkt. So sei die neue Professorenbesoldung in Abhängigkeit von Leistungsnachweisen gewissermaßen ein Misstrauensbeweis. Und: „Die bloße Möglichkeit, es könnte etwas schief gehen, veranlasst die Parlamente zur Entmündigung der Bürger. Aus der Bürokratiefalle finden wir nicht heraus, wenn wir nicht lernen, wieder Vertrauen zu schenken.“

*Carsten Heckmann*



**Doktorhut, Blumen, Gratulation: Dekan Harald Marx mit Ehrendoktor Peter Gutjahr-Löser.**  
Fotos: Armin Kühne



rück, wo wir schon einmal gestanden haben, in das Spitzenfeld der deutschen und europäischen Hohen Schulen.

**Im Alltag waren aber vielleicht erst einmal die Fallen der Ost-West-Problematik zu umgehen.**

Ich denke, es ist mir gelungen, bis auf ganz wenige Fälle, in denen rechtskräftige Entscheidungen des Ministeriums nicht akzeptiert wurden, auch mit den Vertretern des alten Systems vernünftig umzugehen. Mit einem Professor eines theoretischen Faches der Medizin hat es allerdings harte Auseinandersetzungen gegeben, was mir besonders im Westen angekreidet wurde. Rolf Hochhuth hat mich sogar in sein Stück „Wessis in Weimar“ mit Nennung meines Namens und Zitierung eines Briefes von mir aufgenommen. Dieser Brief wurde auch im Neuen Deutschland abgedruckt, worauf ich einigermaßen stolz bin, hatte ich doch schon als politisch bewegter Jugendlicher geäußert, ich würde auch im Neuen Deutschland veröffentlichen, wenn mich Ulbricht nur lasse. Für mich ist es nun einmal eine Lehre aus der Geschichte, meine persönliche eingeschlossen, immer dann aufzustehen und gegenzuhalten, wenn Leute versuchen, die Meinungsäußerungsfreiheit zu beeinträchtigen. Im übrigen glaube ich es schon verstanden zu haben, den meisten Fettnäpfchen, die hier für einen Westdeutschen herumstanden, auszuweichen. Dafür kannte ich Situation und Mentalität der Ostdeutschen zu gut.

**Aber die schmerzlichen Stelleneinschnitte, die konnte man, wenn man böswillig war, den herzlosen Wessis in führenden Positionen unterschieben.**

Es gab eine Situation, die mir klar gemacht hat, wie ich mich zu verhalten habe. Es ging um das damalige Zentrum für Foto und Film, das über 34 zentrale und 64 dezentrale Stellen verfügte. Angesichts des Sparzwangs habe ich dem Leiter des Zentrums gesagt, dass wir in Zukunft von den gegenwärtig 8600 Mitarbeitern nur noch 2450 an der Universität haben werden, entsprechend müsse auch das Zentrum für Foto und Film verkleinert werden. Er solle Vorschläge unterbreiten, auf welche Stellen am ehesten verzichtet werden könne. Nach einer Woche kam er zu mir und erklärte, da man ja nun in ein Gebäude mit

Zentralheizung umziehe, benötige man die Stelle des Heizers nicht mehr. Da habe ich geantwortet: Wissen Sie, wie viel Stellen übrig bleiben werden – sechs! Am nächsten Tag hat er sich in den Vorruhestand verabschiedet. Ich habe dann, auf das Schlimmste gefasst, eine Mitarbeiterversammlung einberufen, die Lage geschildert, mein Bedauern geäußert und angeboten, bei einem Neuanfang vorübergehend mit Laborplätzen, Geräten usw. zu helfen. Es war

mucksmäuschenstill, aber zum Schluss kamen Mitarbeiter zu mir und haben mir dafür gedankt, dass ich offen und klar die Situation beschrieben habe. So habe ich mich

fürderhin immer um diese Offenheit und Klarheit bemüht, und dies hat vielleicht für beide Seiten die zu tragende Last etwas erträglicher gemacht.

**Ihre erste Amtshandlung als Kanzler aber war eine andere?**

Sehr bald nach meinem Beginn am 1. März 1991 habe ich eine neue Geschäftsordnung und einen neuen Geschäftsverteilungsplan in Kraft gesetzt. Das war möglich, weil der interimistisch tätige, bereits „im Ruhestand“ befindliche ehemalige Göttinger Kanzler, Hans-Ludwig Schneider, eine sehr gute Vorarbeit geleistet hatte. Ein großes Problem bestand darin, dass die Universität mehr als 400 Gebäude zu bewirtschaften hatte und allein in der Betriebstechnik über 900 Mitarbeiter tätig waren. Eine Schließung hier, konnte unversehens auch zu einem Ausfall dort führen. Zum anderen gab es abzuwickelnde Bereiche, die

noch existierten, aber nicht weitergeführt werden sollten. Deren Studenten mussten zu einem sinnvollen Studienabschluss geführt werden. Mit der Umbenennung der „Sektion Marxismus-Leninismus“ in „Institut für Politische Wissenschaften“ war es ja nicht getan. Da schien die Auflösung einer Militärmedizinischen Abteilung schon einfacher, aber zu ihr gehörte eine Blutspende, die für den universitären Eigenbedarf viel zu groß, also unwirtschaftlich war, aber zu klein für einen selbständigen Betrieb, etwa für den Verkauf von Blutkonserven an andere Krankenhäuser. Ein riesiges, kaum zu bewältigendes Problem

war auch in den ersten nachsozialistischen Zeiten noch die Lösung der Wohnungsfrage für die neuberufenen Professoren. Schwierig war auch die Ablösung einer Reihe von Versuchsgütern, schließlich war ja die gesamte Landwirtschaftliche Fakultät aufzugeben. Eigentlich war alles neu zu machen. Am Herzen lag mir auch, die berühmte-berühmte „UZ“, die Universitätszeitung, in neuem Geiste und neuem Gewand weiterzuführen. Da habe ich mich spätabends für die ersten Nummern als Redakteur betätigt.

**Der Aufbau einer leistungsfähigen dienstleistungsorientierten Verwaltung stand an. Wie konnte das nach 40 Jahren DDR gehen?**

In der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft hatte ich gelernt, dass die Verwaltung eine Dienstleistungsfunktion gegenüber der Wissenschaft hat. Als erstes habe ich deshalb die Direktors-Bezeichnungen für einzelne Einrichtungen, etwa Direktorat Ausland, Direktorat Forschung usw., abgeschafft. Denn damit war ein Direktionsanspruch gegenüber den Wissenschaftlern verbunden. Wir haben diese Bereiche dann schlicht Sachgebiete oder Dezernate genannt. Und dann habe ich darauf geachtet – alle Stellen wurden ja neu ausgeschrieben –, dass zumindest die Leitungsfunktionen mit Personen besetzt wurden, die sich in der Wissenschaft schon bewährt hatten. Oft betraf das einen Personenkreis, Natur- aber auch Geisteswissenschaftler, die in ihrer wissenschaftlichen

Karriere behindert worden waren, weil sie sich mit dem alten Regime nicht so arrangiert hatten wie andere, jetzt aber hochmotiviert an eine neue Aufgabe gehen wollten.

Ihr Vorzug: Sie beherrschten die Sprache der Wissenschaftler, sie verstanden etwas von den Fächern und ihren Kulturen, und das Nötige an Verwaltungsrecht lernten sie schnell hinzu, dank auch der bereitwilligen Hilfe durch westdeutsche Kollegen. Dazu hat sicher auch die bundesweite Kanzlertagung beigetragen, die ich gleich im ersten Jahr meines Hierseins nach Leipzig geholt habe und die im Nachgang viele Türen an Universitäten im Westen geöffnet hat.

**Wenn ich es richtig sehe, lassen Sie sich gern vom gesunden Menschenverstand**

*„Spätabends habe ich mich für die ersten Nummern der Universitätszeitung als Redakteur betätigt.“*

*„Es ist mir zur zweiten Natur geworden, immer zu fragen: Trifft denn die Regelung hier überhaupt zu?“*

**Nach der Einweihung der neuen Arbeitsräume des Instituts für Klassische Archäologie und der Professur für Ur- und Frühgeschichte des Historischen Seminars im November 1999 in der Ritterstrasse 14: Prof. Dr. Hans-Ulrich Cain (Klassische Archäologie) erläutert Kanzler Peter Gutjahr-Löser die Restaurierung von Gipsabgüssen.**

**Foto: Armin Kühne**



**leiten, dem aber oft bürokratische Vorschriften entgegenstehen. Ein Dauerkonflikt Ihrer Amtszeit?**

Es ist mir zur zweiten Natur geworden, immer zu fragen: Trifft denn die Regelung hier überhaupt zu? Es kommt immer darauf an, wie souverän man mit seinen Vorschriften umgeht. Wer unsicher ist, wird sie restriktiv auslegen, auch wenn Unsinn das Ergebnis ist, wenn zum Beispiel bei Reisekosten statt der beabsichtigten Einsparung eine Verteuerung herauskommt.

In diesem Zusammenhang beschäftigt es mich wirklich, und ich werde dazu auch noch etwas publizieren, dass die größte Verschleuderung von Mitteln im öffentlichen Bereich in Deutschland völlig legal geschieht, weil es sehr viele völlig unsinnige Vorschriften gibt und viele Mitarbeiter der Verwaltung trotz immer längerer Ausbildungszeiten letztlich nur wie Automaten zu handeln haben, die ja nicht beurteilen können, ob die Anwendung von Gesetzen für den jeweiligen Sachverhalt richtig ist und ob dies ein sinnvolles oder ein unsinniges Ergebnis zeitigt. Wenn auf diese Weise wirtschaftlicher Unfug entsteht, kann ich nicht zur Tagesordnung übergehen.

In der Hochschulverwaltung zeigt sich diese Problematik auch darin, dass den Professoren die freie Verfügung über ihre Mittel weitgehend entzogen wird. Und wenn sie, um ein verwandtes Thema anzuschneiden, pausenlos Berichte schreiben müssen, fortwährend evaluiert werden und andere evaluieren müssen – an der Univer-

sität Leipzig ist geplant, dass 25% aller Unterrichtsstunden regelmäßig evaluiert werden –, dann mag das zwar dem Zeitgeist entsprechen, der Freiheit des Wissenschaftlers jedenfalls dient es nicht.

**Gleichwohl oder gerade deshalb – im Widerstand gegen die gewöhnliche Bürokratie – gelangen eine Reihe unkonventioneller Lösungen ...**

Ja, aber ... Das Juridicum ist auch ein Beispiel dafür, dass man bestraft wird, wenn man sich nicht an die Regeln hält. Das übliche Verfahren für Hochschulbauten sieht

***„Die Universität ist dafür abgestraft worden, dass sie einmal die rote Kadenschmiede war.“***

eine Finanzierung je zur Hälfte durch Bund und Land vor. Wir haben beim Juridicum das Grundstück mit einem Erbbaurecht für einen privaten Investor belastet. Der hat, statt jährlich einen Erbbauzins zu zahlen, 5000 Quadratmeter Hauptnutzfläche, die er auf seine Kosten errichtet hat, der Universität Leipzig als Eigentum zur Verfügung gestellt. So hat das Juridicum weder das Land noch den Bund etwas gekostet. Negativ für die Universität war nur, dass die Mittel für die Ersteinrichtung, die sonst in den von Bund und Land gestellten Bauprodukten enthalten sind, von ihr selbst aufzubringen waren. So mussten für die Ausstattung der Juristenbibliothek und der Pro-

fessorenzimmer fast 1,7 Millionen Mark aus dem allgemeinen Universitätsetat genommen werden. Muss man das nicht als Bestrafung dafür ansehen, dass die Universität dem Staat rund 18 Millionen Euro erspart hat? Immerhin wurde durch unser Vorgehen erreicht, dass der geplante Neubau und die Sanierung von Universitätsgebäuden ein ganzes Stück früher fertig werden, als wenn wir nicht diese unbürokratische Vorgehensweise gewählt hätten.

Ich bin sowieso sehr glücklich darüber, dass das Baugeschäft insgesamt in einer Weise vorangegangen ist, wie wir das 1993, als die erste Zielplanung für die Universität erstellt wurde, nicht zu träumen gewagt hätten. Es ist damals geschätzt worden, dass wir 1,2 Milliarden DM für die Sanierung des Klinikums und 1,3 DM Milliarden für die bauliche Entwicklung im Hochschulbereich benötigen. Wenn 2009 der neue Campus am Augustusplatz steht, wenn die beiden großen Klinikbauvorhaben in der Liebigstraße abgeschlossen sind, dann ist die Universität praktisch schon am Ziel. Wir hatten 1993 mit 25 Jahren gerechnet. Ich bin optimistisch, dass auch die noch offenen kleineren Vorhaben, etwa für die Geographie und die Pharmazie, zeitnah gelöst werden, nicht zuletzt durch Nachnutzung freiwerdender anderer Gebäude.

**Aber auch Rückschläge waren einzustecken, nicht immer gab es Rückenwind aus Dresden ...**

Mehr noch: Als es 1992 um die Verteilung

der Planstellen im Hochschulwesen Sachsens ging, ist die Universität Leipzig dafür abgestraft worden, dass sie einmal die rote Kaderschmiede war. Sie ist sowohl in Bezug auf die Zahl der Studiengänge als auch die der Studenten dramatisch schlechter gestellt worden als die drei anderen Universitäten. Das hat sich im Bericht der unabhängigen Sächsischen Hochschulkommission aus dem Jahr 2000 ganz deutlich gezeigt. Im Landesdurchschnitt kommen auf eine Planstelle 28

Studierende, an der Universität Leipzig sind es 44. Nimmt man die Medizin hinzu, sieht es noch schlechter aus. Meine bittere

Erfahrung ist, dass jeder Versuch, auf diese eindeutige Benachteiligung Leipzigs aufmerksam zu machen und sie abzustellen, bisher von den Ministerien in Dresden abgewehrt wurde. Die Folgen zeigen sich in einer Überlast, in unzureichenden Studienbedingungen, aber auch in einer wesentlich schlechteren Ausstattung der Leipziger Professuren. Damit gerät die Universität Leipzig, wie zahlreiche Berufungsverhandlungen gezeigt haben, bei der Gewinnung etablierter Wissenschaftler ins Hintertreffen. Es sei denn, die Universität entschlösse sich, ganze Fächergruppen zu schließen, um dadurch einen Steinbruch zu haben, Planstellen also, die man zur besseren Ausstattung von profilbestimmenden Professuren hernehmen könnte. Im Moment scheint das unmöglich.

**Sie haben mangelndes Vertrauen in der Erneuerungsphase ab 1991 angesprochen, und Sie haben auch jüngst in Ihrer Rede zur Ehrenpromotion ein Plädoyer auf die Kategorie „Vertrauen“ gehalten. Was kann, was soll sie im akademischen Betrieb bewirken?**

Gerade im geistigen Bereich, insbesondere wenn es um Forschung geht, wenn bisherige Grenzen überschritten werden, kann ich vorher nicht wissen, ob die investierten Mittel richtig eingesetzt werden oder nicht. Die beste Gewähr ist noch immer, dass man einen ausgewiesenen Wissenschaftler beruft, dem man dies zutraut. Man muss also sorgfältig auswählen, und das tun wir ja auch. Deshalb ist die Habilitation so wichtig. Da erweist es sich, ob einer seine Materie, sein Fach beherrscht. Und wenn das der Fall ist, dann sollte es auch genug sein. Vertrauen ist in der Wissenschaft besser als ständige Kontrolle.

**„Vertrauen ist in der Wissenschaft besser als ständige Kontrolle.“**

Das ist auch der Grund, warum ich außenbestimmte Universitätsmodelle nicht für sinnvoll halte. Dass ein Gremium, das nur zur Hälfte mit Universitätsmitgliedern besetzt ist, eine Art Vorstandsvorsitzenden bestellt, der dann die Universität leitet, halte ich für falsch. Wer selbst nicht Wissenschaft betrieben hat, der sollte auch kein Rektoramt bekleiden. Die Universität muss selbst in der Lage sein, und sie ist es ja auch, zu beurteilen, ob ein wissenschaftliches Vorhaben Sinn

macht oder nicht. Die Wissenschaftsfreiheit nach Artikel 5, Absatz 3 unserer Verfassung meint nicht nur das individuelle Freiheits-

recht des Professors, zu forschen und zu lehren, was er für richtig hält, sondern begründet auch eine Hochschulautonomie, zu der das Selbstergänzungsrecht und die Wahl der Rektoren und Dekane aus dem Kreis der Professoren gehört. Das sind in meinen Augen elementare Rechte, die auch die Universität der Zukunft braucht.

**Nun also zum guten Schluss: Welches Fazit Ihres Wirkens an der Universität Leipzig ziehen Sie?**

Diese 14 Jahre machen in der Geschichte der Universität Leipzig keine 3 Prozent aus. Aber es waren keine Jahre, in denen die Universität in ruhigem Fahrwasser schwamm, schließlich war ein völliger Umbruch zu bewältigen. Sie hat die schwierigsten Klippen der Wendezeit umschifft und offenes Wasser erreicht. Was jetzt vor ihr liegt, sind auch unbekannte Gewässer, ich nenne nur die Studienreform. Sie wird die Universität inhaltlich enorm fordern, aber auch finanziell immens belasten. Ohne zusätzliches Verwaltungspersonal wird es nicht gehen. Allein die Zahl der Hochschulbescheinigungen wird sich mindestens verzehnfachen. Das Anwachsen der Evaluationen fordert eine professionelle Begleitung durch die Verwaltung. Der Hochschulvertrag enthält eine Fülle von Berichtspflichten. Was hinter uns liegt und positiv beantwortet werden konnte, das sind die existentiellen Fragen der Wendezeit: Werden wir überhaupt noch Studenten und renommierte Hochschullehrer finden, kehrt die Universität in das Ensemble der angesehenen deutschen Hochschulen zurück? – Was vor uns liegt, das sind die Mühen der Ebene.

## Rektorat in Klausur **Strategisch berufen**

Berufungen an die Universität sollen künftig langfristig vorbereitet werden. „Wir müssen im Berufungsgeschäft strategisch vorgehen. Dazu gehört, sich nach Nachwuchsforschern umzusehen, die für die Universität in Betracht kommen – und zwar nicht erst dann, wenn der Berufungsfall vorliegt“, sagte Rektor Franz Häuser nach einer Klausurtagung des Rektorats. Das Kollegium hatte sich Anfang Februar in die Wilhelm-Ostwald-Begegnungsstätte in Großbothen zurückgezogen, um abseits des Alltagsgeschäfts wichtige Fragen zu diskutieren.

Das Treffen fand unter erfreulichen Umständen statt. Der Rektor verwies auf drei positive Botschaften: den dritten Platz im „Spiegel“-Ranking, das Erreichen der Finalrunde im Wettbewerb um ein DFG-Forschungszentrum zu regenerativen Therapien (siehe zu diesem Thema auch die Beiträge in *UniCentral* in diesem Heft) und die Anerkennung der HRK für das Konzept, mit dem die Universität den Bologna-Prozess umsetzt.

Punkten will die Universität auch mit ihren Kompetenzbereichen (Forschungsclustern), ob die vom Bundesforschungsministerium initiierte Förderung von Spitzen-Universitäten nun Realität wird oder nicht (derzeit sieht es nicht danach aus). „Wir befinden uns dabei in der Phase der Professionalisierung mithilfe externer Beratung“, erklärte Professor Häuser.

Mit ihren Doktorandenförderplätzen will die Universität künftig flexibler umgehen, frei werdende Stellen sollen in einen Pool kommen. Dann könnten sich mehrere Lehrstühle um die Förderplätze bewerben. Einen Nachholbedarf konstatierte das Rektoratskollegium im Bereich wissenschaftliche Weiterbildung an der Universität. Sie soll weiterentwickelt werden. Prof. Dr. Charlotte Schubert, Prorektorin für Studium und Lehre, arbeitet dazu an einem Konzept.

Weitere Klausur-Themen waren der nach der Hochschulvereinbarung vom Juli 2003 zu bildende Stellen-Innovationspool und Möglichkeiten, inneruniversitäre Mittel stärker leistungsbezogen zu vergeben. In diesem Jahr soll es noch eine weitere Klausurtagung des Rektoratskollegiums geben.

C. H.

Interview: Völker Schulte

# Neuer Aufbaustudiengang: Versicherungsmanagement

## Sitzung des Senats am 8. Februar

1. In Vertretung des Rektors, der zur Verlängerung des Kooperationsvertrages mit der Karls-Universität und zur Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 600-jährigen Bestehen der Universität Leipzig in Prag weilte (s. S. 2), leitete Prorektor Prof. Wiedemann die Sitzung.

2. Der Senat behandelte Berufungsangelegenheiten; im einzelnen betraf das: Ausschreibung und Berufungskommission für „Anglistische Sprachwissenschaft (synchron/diachron)“ (W3), Berufungsvorschläge für „Wirtschaftsinformatik, insbesondere Anwendungssysteme in Wirtschaft und Verwaltung“ (W3), „Biologie-Didaktik“ (W2), „Organische Chemie/Chemische Diversität und Funktion“ (W2).

Der Senat nahm zustimmend Kenntnis von dem Antrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, Frau PD Dr. oec. habil. Friedrun Quaas das Recht zur Führung der Bezeichnung „außerplanmäßige Professorin“ zu verleihen.

3. Der Senat befasste sich im Zuge der Studienreform, also der Umstellung der Diplom- und Master-Studiengänge auf Bachelor-/Master-Studiengänge, mit Anträgen der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie und der Fakultät

für Chemie und Mineralogie auf Aufhebung der alten und Einrichtung entsprechender neuer Studiengänge in den Fächern Biologie und Biochemie sowie Chemie. In einer ausführlichen Diskussion sprachen sich studentische Senatoren gegen eine Verpflichtung Studierender zur Tutorentätigkeit in den neuen Biologie-Studiengängen aus. Als ein Antrag auf Vertagung keine Mehrheit fand, legten die studentischen Vertreter im Senat gegen die Abstimmung über die von der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie eingebrachten Studiengänge – der Senat stimmte dann mehrheitlich deren Aufhebung bzw. Neueinrichtung zu – ein Gruppenveto ein. Dies wurde wirksam, da der Antrag über die Zurückweisung des Gruppenvetos keine Zweidrittelmehrheit fand. Nicht betroffen war die von der Fakultät für Chemie und Mineralogie vorgesehene Einrichtung des Internationalen Master-Studienganges Chemie zum Wintersemester 2005/2006, der der Senat zustimmte.

4. Der Senat befasste sich mit der Neubesetzung der Stelle des Kanzlers der Universität Leipzig und dem Personalvorschlag des Rektoratskollegiums.

5. Der Senat stimmte der Einrichtung eines kostenpflichtigen Aufbaustudienganges „Master of Business Administration in Versicherungsmanagement“ zum Wintersemester 2005/2006 zu. In der Begründung des Antrags hatte Prorektorin Prof. Schubert darauf verwiesen, dass vom Wissenschaftsministerium künftig 10% der Haushaltsmittel der Universitäten flexibel gestaltet werden, wobei einer der Indikatoren die Weiterbildung sei. Die Prorektorin betonte zugleich den Grundsatz, Weiterbildungs-Studiengänge nur dann einzuführen, wenn dadurch die gebührenfreie grundständige Lehre nicht eingeschränkt wird, sich vielmehr Synergieeffekte ergeben.

6. Der Senat bestätigte den Zeitplan für die Wahl der Vertreter der Mitgliedergruppen (Hochschullehrer, Akademische Mitarbeiter, Studierende, Sonstige hauptberufliche Mitarbeiter) in die Hochschulgremien (Fakultätsräte, Fachschaftsräte, Konzil sowie Gleichstellungsbeauftragte) im Sommersemester 2005.

7. Der Senat beschloss Studiendokumente, und zwar die Änderungssatzung zur Studienordnung für den Diplomstudengang Übersetzer an der Universität Leipzig.

8. Der Senat stimmte zu, dass die Nachpfingstwoche in den Jahren bis 2009 vorlesungsfrei bleibt. Damit soll gewährleistet werden, dass trotz der umfangreichen Baumaßnahmen ausreichend Räume für Kongresse und andere Veranstaltungen zur Verfügung stehen.

9. Der Senat nahm zustimmend Kenntnis von einer Veränderung in der Zusammensetzung der Graduiertenkommission. Die Theologische Fakultät benannte Prof. Matthias Petzoldt als Nachfolger von Frau Prof. Wohlrab-Sahr.

10. Der Senat nahm zustimmend Kenntnis von einem Leitfaden für die Evaluation der Juniorprofessoren, der den Fakultäten als Empfehlung vorgelegt wird. Danach muss am Ende des dritten Jahres und vor der möglichen Verlängerung des Dienstverhältnisses eine Evaluation erfolgen.

Prof. Dr. P. Wiedemann  
Prorektor

V. Schulte  
Pressesprecher

# Neue Institute in der Wirtschaftswissenschaft

## Sitzung des Senats am 8. März

1. Eingangs sprach Prorektor Prof. Schlegel, der Rektor Prof. Häuser in der Leitung der Sitzung vertrat, allen Senatorinnen aus Anlass des Internationalen Frauentages seinen Dank für engagiertes Wirken aus. Er verwies weiter darauf, dass die Universität Leipzig auch im Vergleich zu anderen Hochschulen auf dem Weg zur Gleichstellung gute Fortschritte gemacht habe, so im Anteil der Frauen an Promotionen, Habilitationen und Professuren.

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; das betraf Ausschreibung und Berufungskommission für „Amerikanische Kulturgeschichte“ (W2) [nach Änderung der bisherigen Denomination ‚Kulturgeschichte Nordamerikas‘], „Deutsch als Fremdsprache mit Schwerpunkt Didaktik/Methodik“ (W2) [nach Änderung der bisherigen Denomination ‚Methodik und Didaktik der Fremdsprachenausbildung, insbesondere Deutsch als Fremdsprache‘]; Besetzung der Juniorprofessur „Computational Algebra und Anwendungen“.

Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie zu, Prof. Dr. phil. Wolfgang Prinz, international renommierter Wissenschaftler auf dem Gebiet der Kognitiven Psychologie, der im Laufe des Jahres mit der Zusammenlegung der Max-Planck-Institute von München nach Leipzig wechselt, zum Honorarprofessor für Psychologie zu bestellen und ihm die mitgliedschaftsrechtliche Stellung eines Hochschullehrers einzuräumen.

3. Der Senat stimmte Strukturänderungen und Umbenennungen an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zu: der Gründung eines Instituts für Infrastruktur und Ressourcenmanagement (in dem die bisher noch keinem Institut angehörenden Professuren für „Umwelttechnik in der Wasserwirtschaft und Umweltmanagement“, „Verkehrsbau und Verkehrssystemtechnik“, die Honorarprofessuren „Siedlungswasserwirtschaft“ und „Integratives Flächenrecycling“ zusammengeführt wer-



**Die Direktoren des neuen Max-Planck-Instituts für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig: Prof. Dr. Angela D. Friederici, Prof. Dr. D. Yves von Cramon und Prof. Dr. Wolfgang Prinz (v. l.). Prinz wechselt demnächst von München nach Leipzig. Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie zu, ihn zum Honorarprofessor für Psychologie zu bestellen.**

**Foto: Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften/ Agentur PicturePoint Leipzig**

den), der Umbenennung des Instituts für Baubetriebswesen und Bauwirtschaft in Institut für Stadtentwicklung und Bauwirtschaft (mit den Professuren „Stadtentwicklung (Urban Management)“ und „Technisches und Infrastrukturelles Management baulicher Anlagen“) und Umbenennung des Instituts für Unternehmensrechnung und betriebswirtschaftliche Steuerlehre (mit den bisher zu keinem Institut gehörenden Professuren „Allgemeine Betriebs-

wirtschaftslehre, insbesondere Controlling und interne Unternehmensrechnung“ und „Betriebswirtschaftslehre, insbesondere externe Unternehmensrechnung und Wirtschaftsprüfung“) in Institut für Unternehmensrechnung und Steuerlehre.

4. Der Senat stimmte dem Antrag der Fakultät für Chemie und Mineralogie zu, zum Wintersemester 2005/2006 den Master-Studiengang Mineralogie und Materialwissenschaft einzurichten.

5. Nach erneuter Befassung mit dem Antrag der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie – in der vorigen Sitzung des Senats hatten die studentischen Vertreter ein Gruppenveto eingelegt – stimmte der Senat mehrheitlich, diesmal endgültig, der Aufhebung der Diplomstudiengänge Biologie und Biochemie und der Einrichtung der entsprechenden Bachelor- und Master-Studiengänge, einschließlich der verpflichtenden Tutoren-tätigkeit als ein Modul der Schlüsselqualifikation in den Biologie-Studiengängen, zu.

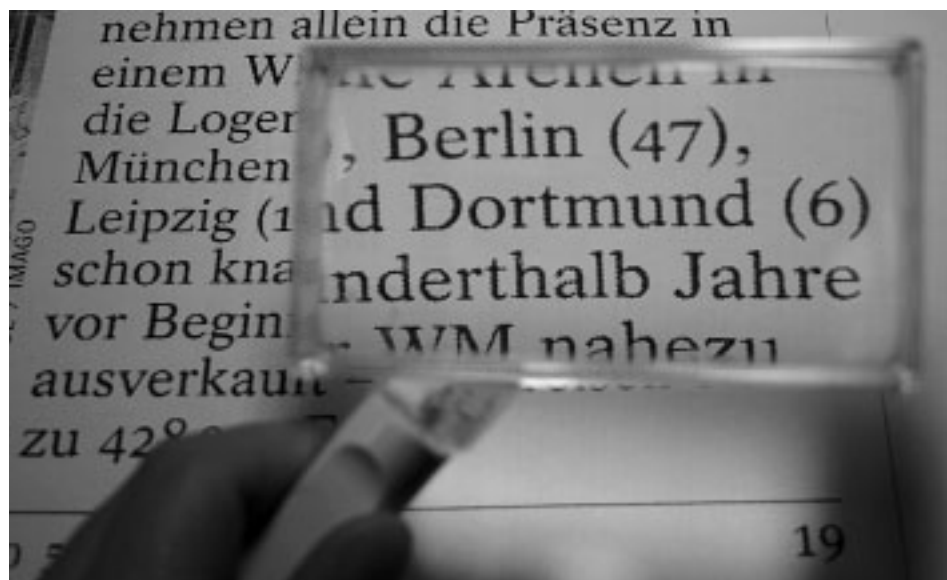
6. Der Senat nahm das von der Prorektorin für Lehre und Studium, Frau Prof. Schubert, vorgelegte Angebot fakultätsübergreifender Schlüsselqualifikationen zustimmend zur Kenntnis. Hierzu bietet jede Fakultät mindestens ein Modul an. Der Akzent liegt auf transdisziplinärem Verstehen.

7. Nach dem Ende der fünfjährigen Amtszeit des Beirates der Universitätsstiftung bestellte der Senat dessen Mitglieder für weitere fünf Jahre. Dem Beirat gehören an: Prorektor Prof. M. Schlegel, der Vorsitzende der Geschäftsleitung der Deutschen Bank M. Karehnke, die Professoren K. Eger, G. v. Salis-Sogliolo und R. Hasse.

8. Die studentischen Vertreter im Senat wählten Volker Rust von der Fachschaft Physik und Geowissenschaften als studentisches Mitglied des Ordnungsausschusses.

*Prof. Dr. M. Schlegel*  
Prorektor

*V. Schulte*  
Pressesprecher



Dortmund – der „Schlundberg“.

Foto: Randy Kühn

# 7000 Namen und einige Tränen

## Onomast Jürgen Udolph hilft bei Opfer-Suche und bekommt Geld für ein 30-Jahre-Projekt

Von Franziska Clauß und Carsten Heckmann

Warum heißt Dortmund Dortmund? Weil jemand dort einen besonders schönen Mund sah? Weit gefehlt. „Mund“ ist eine alte Variation von ‚Mondberg‘, ‚dort‘ steht für ‚Schlund‘. Dortmund ist also ein ‚Schlundberg‘ – ein Berg, der oben einen Einschnitt hat“, sagt Professor Jürgen Udolph. „Die ersten Siedler haben sich bei der Namengebung an natürlichen Gegebenheiten orientiert. Durch die Bebauung sieht man die heute oft nicht mehr“, weiß der Inhaber des in Deutschland einmaligen Lehrstuhls für Namenkunde (Onomastik).

Die Siedlungsgeschichte gibt Aufschluss über verschiedene Stämme und ihre Lebensformen. Darüber hinaus kann sie helfen, die eigene ursprüngliche Herkunft zu ergründen. Solche Aussichten sind es wohl, die die Göttinger Akademie der Wissenschaften jetzt zu der Entscheidung bewegen hat, ein Langzeitprojekt des Namenforschers Udolph zu finanzieren: Sämt-

liche Ortsnamen aus vier Bundesländern zwischen Rhein und Elbe sollen in den kommenden 30 Jahren untersucht werden. Dabei werden Ortsnamenbücher zu Niedersachsen (bereits in Arbeit), Nordrhein-Westfalen, Bremen und Sachsen-Anhalt entstehen.

Die Unterstützung der Akademie beläuft sich jährlich auf ca. 300 000 Euro. Davon werden fünf Germanisten aus Münster bezahlt, die sich nun vor allem um den westfälischen Part kümmern werden. Die niedersächsischen Bände werden auch aus anderen Mitteln finanziert, unter anderem vom Ministerium für Wissenschaft und Kultur in Hannover. Das Ortsnamenbuch Sachsen-Anhalts wird in einer Arbeitsstelle an der Universität Leipzig bearbeitet werden. Die Leipziger Onomastin Dr. Gunhild Winkler wird bereits jetzt mittels eines Werkvertrages ein Ortsnamenbuch des Bördekreises und der Stadt Magdeburg erstellen.

### Fehler in den Namen der Toten

Eine Namen-Recherche ganz anderer Art beschäftigte Professor Udolph im Februar und März. Er unterstützte die Initiativegruppe Lager Mühlberg e. V. dabei, Opfern ihre Namen wieder zu geben. Das Gelände im südlichen Brandenburg an der Grenze zu Sachsen war nach dem II. Weltkrieg eines von elf sowjetischen Gefangenenlagern in der von der UdSSR besetzten Zone. Fast 7000 Menschen starben dort. Eine wichtige Quelle für die Nachkommen sind stets sogenannte Totenbücher mit den Namen der Verstorbenen und auch der Verschollenen. Solch ein Buch will nun auch die Mühlberger Initiativegruppe erstellen. Dokumente vom NKWD, dem sowjetischen „Volkskommissariat für innere Angelegenheiten“, stehen dem Verein zur Verfügung – nur sind die Namen der Toten durch falsche mündliche Überlieferungen und Fehler beim Übersetzen ins Russische und zurück ins Deutsche zu einem großen Teil fehlerhaft.

Jürgen Udolph konnte nun bei einigen Namen für Klarheit sorgen. „Auf der Liste stehen zum Beispiel haufenweise ‚Goffmann‘. Das muss natürlich ‚Hoffmann‘ heißen. Im Russischen wird, wie üblich, ein deutsches ‚h‘ durch ‚g‘ ersetzt“, erläutert der 61-Jährige einen der einfachen Fälle.

Dank Udolph wurde nun „Achsmann“ wieder zu „Axmann“, „Blawius“ zu „Blavius“, „Dibener“ zu „Dübener“ und „Gaffschild“ zu „Hauschild“. „Das sind zunächst erst einmal meine Verbesserungsvorschläge, die natürlich noch geprüft werden müssen“, betont der Experte. Bei einigen Namen musste auch er passen, „Blambaum“ und „Elked“ zum Beispiel.

Aber er war froh, einen Beitrag leisten zu können: „Mir ging dieses Thema gleich unter die Haut“, erinnert er sich. Erst recht, als er auf der Liste den Namen „Heinrich Keindorf“ entdeckte. „Ich kenne seit 25 Jahren eine Frau Keindorf in Göttingen. Und als ich ihr von dem Namen auf der Liste berichtete, sagte sie: ‚Das ist mein Großvater, und wir wussten nicht, wohin die Russen ihn verschleppt haben.‘“ Seit 30 Jahren beschäftigte er sich nun mit den Namen von Menschen und Orten, so Udolph, aber zum ersten Mal seien ihm diesmal die Tränen gekommen.

# Schätze von der Seidenstraße

## Das Studium eines Sanskrit-Unikums

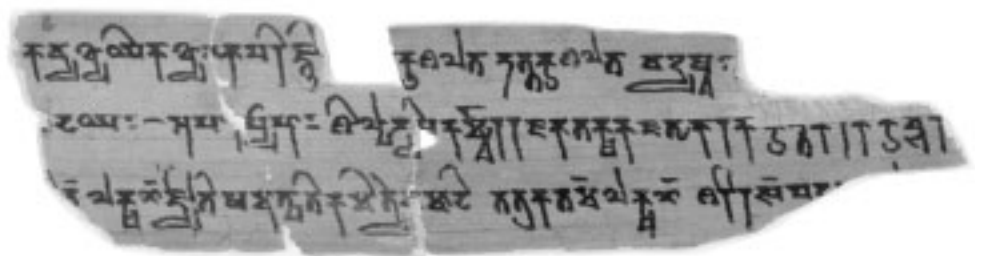
Von Prof. Dr. Eli Franco,  
Direktor des Instituts für Indologie und Zentralasienwissenschaft

Am Ende des 19. Jahrhunderts spielten die europäischen Kolonialmächte, vor allem Russland und Großbritannien, das sogenannte „Große Spiel“ („Great Game“). Das „Spiel“ hatte das Ziel, in Zentralasien politischen Einfluss zu gewinnen, da man glaubte, von Zentralasien aus den gesamten asiatischen Kontinent am besten kontrollieren zu können. Es wurden diplomatische Missionen eingerichtet, die mehr oder weniger als Informations- und Spionagezentren fungierten. Nach den Gesandten und Spionen kamen auch Wissenschaftler in die Region. Deutschland, das keinerlei territoriale Ansprüche in Zentralasien hatte, schickte zwischen 1902 und

etwa neunzehn verschiedenen Sprachen, allen voran das Sanskrit, und zwanzig Schriften geschrieben. Unter ihnen befinden sich die ältesten Sanskrit-Handschriften, die bisher gefunden wurden; sie stammen etwa aus dem 2./3. Jh. u. Z. und wurden aus Indien importiert. Dank der trockenen Wüstenluft sind sie gut erhalten. In Südasien hingegen sind wegen des feuchten Monsunklimas Handschriften aus der Zeit vor dem 10. Jh. eine Seltenheit. Die sogenannten Turfan-Handschriften erregten nach ihrer Entdeckung großes Aufsehen; die ältesten und wichtigsten unter ihnen, wie z. B. die „Dramen-Handschrift“, in der die ältesten bekannten buddhisti-

setzen. In den 30er Jahren war er beim Schocken-Verlag in Berlin zuerst als Lektor und später als Direktor tätig. Zu seinen großen Verdiensten im Verlagswesen dieser Zeit kann man die erste Gesamtausgabe der Werke Kafkas sowie die Publikation verschiedener Schriften von Martin Buber, Gerschom Scholem, Schai Agnon und Franz Rosenzweig zählen. Insgesamt konnte der Schocken-Verlag zwischen 1934 und 1938 die erstaunliche Zahl von 249 Büchern jüdischer Autoren veröffentlichen. Der Großteil der Veröffentlichungen wurde in Leipzig hergestellt; die Bücher in hebräischer Sprache wurden von Ernst Kellner und seiner Offizin Haag-

**Fragment aus einer Sanskrit-Handschrift. In diesem Fragment, das aus drei kleineren Fragmenten zusammengesetzt wurde, werden die Musikwissenschaft sowie die Künste und Gewerbe besprochen.**



1914 vier Expeditionen aus, die in der Nähe der Turfan-Oase an der nördlichen Seidenstraße Ausgrabungen durchführten.

Es wurden reichliche Funde von Kunstgegenständen gemacht; ganze Wandmalereien aus buddhistischen Höhlenklöstern wurden mit Geschick entfernt und via Moskau nach Berlin geschickt. Diese Wandmalereien und andere Kunstgegenstände zählen bis heute zu den wertvollsten Prachtstücken des Berliner Museums für indische Kunst in Dahlem. Auch wertvolle Handschriften wurden damals entdeckt, in

schen Dramen fragmentarisch erhalten sind, sind längst bearbeitet und veröffentlicht worden. Eine umfangreiche, ca. 1000 Fragmente umfassende Handschrift, die sogenannte „Spitzer-Handschrift“, geriet jedoch praktisch in Vergessenheit, obwohl bekannt war, dass sie die älteste erhaltene philosophische Handschrift in Sanskrit darstellte.

Moritz Spitzer (1900–1982) wurde 1927 beauftragt, die Handschrift, die jetzt seinen Namen trägt, zu bearbeiten. Trotz anfänglicher Fortschritte konnte er aus verschiedenen Gründen seine Arbeit nicht fort-

Drugulin, ebenfalls in Leipzig, produziert (s. Volker Dahm, Das jüdische Buch im Dritten Reich. München 1993: 393–398). Nach der Kristallnacht wurde allen Beteiligten klar, dass ein jüdischer Verlag in Deutschland nicht mehr überlebensfähig war. Spitzer emigrierte im Februar 1939 nach Palästina und konnte zum Glück seine Jahre zuvor angefertigten Transkriptionen der Fragmente retten. Während des Zweiten Weltkriegs wurden die Turfan-Handschriften ausgelagert und viele Fragmente gingen verloren. Der Inhalt mancher der damals verschwundenen Fragmente ist

**Die Höhlentempel von Kyzil – hier wurde die Spitzerhandschrift gefunden (großes Bild).**

**Blick aus einer Mönchszelle in Kyzil (r.).**

**Moritz Spitzer (u.) wurde 1927 beauftragt, die Handschrift, die jetzt seinen Namen trägt, zu bearbeiten.**

**Fotos: Institut für Indologie und Zentralasienwissenschaft**



heute nur durch die alten Transkriptionen Spitzers greifbar.

Als ich 1997 durch puren Zufall Spitzers Sohn in Jerusalem kennen lernte und er mir den Nachlass, der die alten Transkriptionen einschloss, zeigte, war mir noch nicht klar, auf was für einen Schatz ich gestoßen war. Erst nach langjähriger, durch ein DFG-Projekt geförderter Arbeit gelang mir eine Teilrekonstruktion des Textes und der Einblick in einzelne Themen. Eine vollständige Ausgabe in Faksimile und mit Transkriptionen der Spitzer-Handschrift, begleitet von einer ausführlichen Einleitung, Konkordanzen und einem Wortindex liegt jetzt vor. Sie soll das weitere Studium dieses Unikums ermöglichen und erleichtern. Es ist uns so wenig über die brahmanischen und buddhistischen Philosophien Indiens dieser Zeit bekannt, dass praktisch jede neu gewonnene Erkenntnis unseren Wissensstand bereichert.

Ich möchte nur einige bereits bearbeitete Themen herausstellen. Im Zusammenhang



mit der Besprechung der Allwissenheit des Buddha wurden alle damals gepflegten Wissenschaften aufgezählt und kurz definiert oder zusammenfassend charakterisiert. Darunter findet sich z. B. eine kurze Besprechung der Musikwissenschaft sowie

eine Aufzählung der 64 Künste und Gewerbe. Auch die Struktur eines Prozessverfahrens wird kurz wiedergegeben. Ferner wird der Inhalt der indischen National-epen Ramayana und Mahabharata skizziert. Letzteres ist von außerordentlicher Wichtigkeit, da uns damit Einblick in eine Gliederung des Mahabharata gewährt wird, die mindestens 300 Jahre älter ist als die uns heute überlieferte. Ebenfalls von großem Interesse sind Bezüge auf Atom- und Seelentheorien die bis jetzt völlig unbekannt waren. Schließlich konnten auch neue Erkenntnisse über die frühe buddhistische Epistemologie und Logik gewonnen werden. Es ist zu hoffen, dass die nun gegebene Zugänglichkeit der Fragmente mit ihren Transkriptionen zu weiteren Erkenntnissen führen wird.

*Weitere Informationen: E. Franco, The Spitzer Manuscript. The oldest philosophical manuscript in Sanskrit. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Wien 2004.*



# Neun Minuten „Simsen“ am Tag

## Ergebnisse einer vergleichenden Studie in Leipzig und Pennsylvania

Von Rüdiger Steinmetz, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Dennis Davis und Stephanie Bröge, Otago University (Neuseeland) sowie Veena Raman, Penn State University (USA)

Forschung und Daten der letzten acht Jahre zeigen, dass sich die Nutzung neuer Medien und ihrer Anwendungen, also des PC, mobiler Kommunikationsgeräte wie Handys und PDAs, des World Wide Webs und des elektronischen Briefeschreibens erheblich intensiviert und weit verbreitet haben. In den Industrieländern gehören sie inzwischen zum Kommunikations-Alltag und haben die älteren Medien und ihre Anwendungen wie Briefe schreiben, Zeitung lesen teilweise verdrängt. Jeder zweite bis dritte Bürger nutzt in modernen Gesellschaften Internet, E-Mail und Handys im beruflichen wie auch im privaten Alltag. In Deutschland sind nach Ergebnissen der jüngsten ARD-/ZDF-Onlinestudie (2004) inzwischen 55% der Bürger online, was etwa 36 Millionen entspricht. In den USA sind es über 60% (180 Mio.), in Schweden 70% (7 Mio.).

Bei medialen Innovationen sind Schüler (14 bis 19 Jahre) und Studenten (20 bis 29 Jahre) die klassischen Pioniergruppen, die „Early Adopters“. Aus ihrem Nutzungsverhalten lassen sich kurz- und mittelfristige Prognosen für die Penetration der Nutzung in die gesamte Gesellschaft ziehen. Daher

untersucht eine international zusammengesetzte Forschergruppe an den Universitäten Leipzig, der Partner-Universität Penn State (State College, Pennsylvania/USA) seit 1999, ab 2005 auch in Kooperation mit der Universität Otago/Dunedin (Neuseeland), in einem komparativen Langzeitprojekt die Nutzung neuer Medien durch Studierende.

### Weniger Zeit für die Zeitung

Der interkulturelle Vergleich förderte erstaunliche Ergebnisse zu Tage, die das Klischee von den Vereinigten Staaten als medialer Trendsetter im Bereich Handy/SMS leicht modifizierten. Auch für die Nutzung der älteren Medien ergaben sich interessante Ergebnisse hinsichtlich der Verdrängungseffekte. Die gute Nachricht ist, dass das alte „Riepl'sche Gesetz“ von 1913 noch gilt, nach dem alte niemals völlig von neuen Medien verdrängt werden; die schlechte ist aber, dass gerade in der jungen Generation die Ausweitung des Zeitbudgets durch neue Medien zu Lasten unter anderem der Lektüre von Tageszeitungen (und letztlich auch des Schlafes) geht. Dies ist ein genereller Trend, wie auch die meisten internationalen nicht Zielgruppen-spezifischen Untersuchungen zeigen.

Seit 1999 unternahmen wir fünf schriftliche Befragungen zufällig ausgewählter Studierender der Kommunikations- und Medienwissenschaft an den Universitäten Leipzig und Penn State. Die 70 geschlossene Fragen umfassenden Fragebögen blieben weitgehend identisch, nahmen aber immer wieder neuere technische, mediale Entwicklungen auf. Die Fragebögen füllten je Befragungswelle etwa 600 Studierende aus. Die fünfte Welle lief am Ende des Sommersemesters 2004.

Interessante Unterschiede stellten wir hinsichtlich der finanziellen Ausstattung der Studierenden an beiden Universitäten fest: Im Leipziger Sample kam die Hälfte der Studierenden aus Elternhäusern mit niedrigem, und ein weiteres Drittel entstammte Haushalten mit mittlerem Einkommen. Spiegelbildlich stellte sich das Sample an der Penn State University dar: 57 Prozent kamen aus Elternhäusern mit hohem Einkommen und ein weiteres Drittel aus Haushalten mit mittlerem Einkommen. Diese Unterschiede haben Folgen für die Möglichkeiten der Studierenden, sich jeweils die neuesten Kommunikationsgeräte anzuschaffen, und die technische Ausstattung der Institute.

Konsistent über die Zeit seit 1999 hinweg waren bisher wichtige Unterschiede in der Selbstauskunft und -einschätzung der Studierenden in Penn State und in Leipzig: Die US-Studenten gaben teilweise erheblich längere Nutzungszeiten von Internet, E-Mail und elektronischen Spielen an und schätzten ihre Neue-Medien-Kompetenz höher ein als die deutschen Studierenden es taten. Nur in der Kompetenz bei der Textverarbeitung (Word) ähnelten sich die beiden Gruppen. Deutsche Studierende waren gegenüber den Neuen Medien kritischer als die amerikanischen, und das galt besonders deutlich für die Studentinnen. Geschlechtsspezifische Nutzungsunterschiede waren in Penn State so gut wie nicht mehr vorhanden, blieben in Leipzig aber sehr klar ausgeprägt. Der Handy-Boom, der in Deutschland 1999/2000 einsetzte, und der damit verbundene Siegeszug des SMS (Short Message Service) verkehrte das Bild: Hier lagen die Handy-Nutzung und die SMS-Raten unter Leipziger Studierenden erheblich höher als in Penn State.

Ein erstes Resümee: Wesentliche Nutzungs-, Motivations- und Bewertungsunterschiede unter den deutschen und den US-amerikanischen Studierenden resultierten in den letzten Jahren aus

- der höchst unterschiedlichen technischen Ausstattung der beiden Universitäten und der Studenten-Wohnheime;
- der damit zusammenhängenden unterschiedlichen Zugänglichkeit der medialen Hardware;
- der höchst unterschiedlichen Einbindung der Medien in die Lehre, in Prüfungen und Studienorganisation (Verwaltung);
- der unterschiedlichen Tarifgestaltung der Onlinekosten;
- der unterschiedlichen Tarifgestaltung der Handykosten;
- der Konkurrenz des – allerdings an PC oder Laptop gebundenen – vor allem in den USA weit verbreiteten Instant Messaging (IM) zu SMS;
- der größeren Technik-Offenheit, Innovations-Freudigkeit der US-Studierenden und ihrer Universität;
- und schließlich aus einer dieser Innovations-Freudigkeit zugrunde liegenden besseren Finanzausstattung der Studierenden in Penn State und deren Eltern.

Im Folgenden einige aktuelle Ergebnisse von 1999/2001 bis 2004 im Vergleich, sehr knapp zusammengefasst.

## TV weiter stark genutzt

Fernsehen blieb in Leipzig (UL) um die 100 Minuten/Tag stabil und stieg an der Penn State University (PSU) von 109 auf 144 Minuten/Tag stark an. Die Radionutzung zeigte gegenläufige Tendenzen: in Leipzig eine Abnahme (89 auf 75 Min./Tag) und in Penn State eine Zunahme (46 auf 55 Min./Tag). Stark, in Leipzig mit 38% sogar sehr stark, war der Rückgang der Zeitungslektüre: von 35 auf 22 Min./Tag (UL) und von 31 auf 26 Min./Tag an der PSU. Zeitung lesen (ebenso wie Fernsehen) ist an beiden Universitäten eher eine Männerdomäne, während Frauen lieber Radio hören, ebenso wie sie mehr telefonieren als Männer. An beiden Standorten ging in diesen vier Jahren die Nutzung des traditionellen terrestrischen Telefons zu Gunsten des Handys sehr stark zurück: von 46 auf 17 Min./Tag (PSU) bzw. an der UL von 34 auf 26 Min./Tag.

## PC vor allem in USA zentral

Kontinuierlich stieg die Computernutzung sowohl in Leipzig als auch an der PSU an: von 98 auf 134 Min./Tag (UL) und von 145 auf 244 Min./Tag (PSU). Hier wird deutlich, dass PC bzw. Laptop in den USA zentrale Lehr- und Lerninstrumente „in and out of class“ sind, während sie in Leipzig noch bis zu einem gewissen Grade marginal sind.

Vor vier Jahren noch stellten wir einen geschlechtsspezifischen PC-Nutzungsunterschied an beiden Universitäten fest. 2004 existierte dieser Unterschied an der PSU nicht mehr, ja, er hatte sich gar umgekehrt: 260 Min./Tag bei den Studentinnen zu 226 Min./Tag bei den Studenten. In Leipzig hatte er sich eher noch verstärkt (199:111 Min./Tag).

Auch die Internet-Nutzung stieg an beiden Universitäten stark an und verdoppelte sich nahezu (UL: 51 auf 98 Min./Tag; PSU: 107 auf 190 Min./Tag).

Bei der E-Mail-Nutzung war ein starker Rückgang unverkennbar (PSU: von 51 auf 21 Min./Tag; UL: von 22 auf 18 Min./Tag). Hier scheinen wir schon den Übergang von der boomartigen Implementierung eines neuen Mediums in den etablierten, völlig in den Alltag integrierten Status eines älteren Mediums beobachten zu können. Instant Messaging (IM) vor allem in den USA und SMS vor allem in Deutschland, beides ähnliche, aber im kommunikativen Nutzen nicht deckungsgleiche Formen,



**Mediale Innovationen werden von Studierenden gern genutzt. Foto: Randy Kühn**

waren und sind offenbar die Konkurrenten der E-Mail-Kommunikation.

Das „Handy“, eine deutsche Wortschöpfung, ist gegenüber dem traditionellen terrestrischen Telefon zum „persönlichen Telefon“ (PT) geworden wie der PC zum persönlichen Computer. Beide werden (meist) exklusiv von einer Person benutzt. Neben der Telefonfunktion hat insbesondere die SMS- (Short Message Service) Funktion inzwischen Kultstatus erreicht. In den USA wurde SMS erst 2001 eingeführt, so dass unsere Untersuchung in diesem Jahr einen großen Vorsprung der Leipziger gegenüber den PSU-Studenten nachwies, sowohl was die Sättigung mit Handys (PSU: 53, Leipzig: 80%) als auch was die selbst eingeschätzten SMS-Fähigkeiten betraf. Inzwischen egalisierte sich das jedoch, und beide Studenten-Populationen verbrachten 2004 etwa gleich viel Zeit mit dem „SMSen“ („Simsen“), nämlich neun Minuten am Tag.

Studenten als „Early adopters“ Neuer Medien lassen das Bild eines künftigen Media-Mix‘ entstehen: „Alte“ Medien werden

(noch) nicht völlig verdrängt, aber einige von ihnen (Zeitungen) werden marginalisiert. Nur die Radio- und Fernseh-Nutzung korreliert noch positiv mit der Nutzung Neuer Medien. Beide werden auch parallel zur PC- und Internet-/E-Mail-Nutzung verwendet (dualer Gebrauch). Doch im Gegensatz zur allgemeinen Bevölkerung steigt bei Studierenden die Radio-/Fernsehnutzung nicht mehr an, stattdessen werden die Zeitbudgets für die Neuen Medien größer. Eine große Ausnahme stellen die Leipziger Studentinnen dar, die den „alten“ Medien innerhalb ihres Media-Mix‘ noch einen größeren Stellenwert einräumen.

In der sechsten Untersuchungswelle, die am Ende des WS 2004/05 und zu Beginn des WS 2005 nun an drei Universitäten auf drei Kontinenten abläuft, werden wir der dritten Handy-Generation (UMTS) und ihren kommunikativen Möglichkeiten, den immer weiter miniaturisierten Musik-Playern (mp3, iPod) und der Verschmelzung von Fernseher und PC bzw. deren Hybridisierung unsere besondere Aufmerksamkeit widmen.

# Fortpflanzung ist nicht so einfach wie man denkt

## Wie die Andrologie Männern hilft, doch noch Vater zu werden

Von Dr. Bärbel Adams

Er ist der erste Andrologieprofessor im Osten Deutschlands: Prof. Dr. Hans-Jürgen Glander, Leiter des Funktionsbereichs Andrologie an der Klinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie der Universität Leipzig. Als er 1993 zum C3-Professor für Andrologie berufen wurde, hatte er sich in der Fachwelt bereits einen Namen mit dem weltweit erstem Nachweis von Bindungsmolekülen an Spermien erbracht und seinerzeit dafür den Virchowpreis erhalten, die höchste Auszeichnung für medizinische Forschung in der DDR.

### Was ist die Andrologie?

Prof. Glander definiert sein Fachgebiet so: „Die Andrologie beschäftigt sich mit der reproduktiven Gesundheit des Mannes.“ Der Androloge betreut also Männer, wenn sie keine Kinder zeugen können, wenn die männlichen Hormone nicht richtig funktionieren oder wenn Männer Probleme beim Sex haben. Ca. 4000-mal im Jahr konsultieren Männer die andrologische Sprechstunde von Prof. Glander und seinem Team, 2000-mal werden Spermienproben in den Laboratorien des Bereiches untersucht, 200-mal klären die Mediziner Fragen zur Gewebekonservierung und künstlichen Befruchtung, zu Störungen der Pubertät, zu Intersexualität, zur Zeugungsfähigkeit bei Krebserkrankungen und vielem anderem.

In Leipzig ist die Andrologie seit 1949 begründet, bereits seit 1974 leitet Hans-Jürgen Glander den Bereich. Über die Jahre konnte er das sich immer mehr verfeinernde Instrumentarium für Diagnose und Therapie andrologischer Erkrankungen nicht nur für seine Forschung nutzen, sondern er hat mit seinen Forschungsarbeiten selbst viel für die Entwicklung des Instrumentariums getan. Im Moment arbeitet er an zwei DFG-Projekten, die den Eigen-

Prof. Hans-Jürgen Glander feierte am 14. März diesen Jahres seinen 60. Geburtstag – Anlass für das *Journal*, sein Fachgebiet einmal näher zu beleuchten. Seine erfolgreiche Tätigkeit als Arzt und Forscher schlägt sich nicht nur in zahlreichen Veröffentlichungen, Auszeichnungen und Gremienmitgliedschaften nieder, sondern auch in der Zertifizierung als Leiter eines Weiterbildungszentrums der Europäischen Akademie für Andrologie, des einzigen in Ostdeutschland.

schaften der Spermien weiter auf die Spur kommen sollen: 1. Die Rolle von Spermienmembranstrukturen und Adhäsionsmolekülen für die männliche Fertilität; 2. Vergleiche von Signalwegen bei Kapazitation und Apoptose in Humanspermien.

### Das „Überraschungspaket“ Fortpflanzung

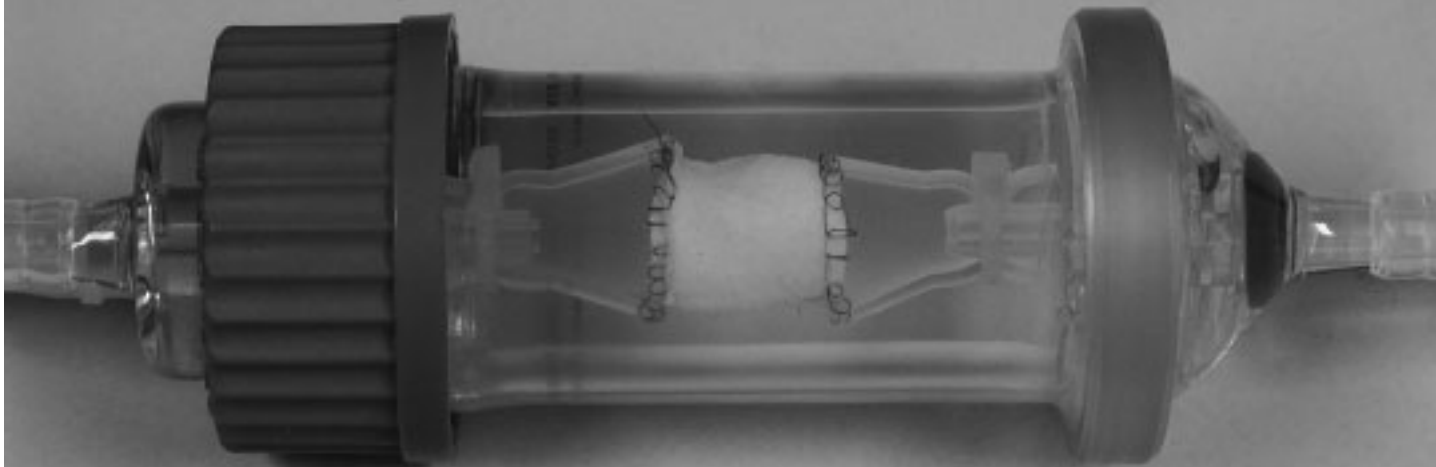
„Die Fortpflanzung ist komplizierter als man gemeinhin denkt“, beginnt Prof. Glander sein erstes Projekt näher zu beschreiben. „Sie ist nach wie vor ein regelrechtes ‚Überraschungspaket‘ für den Wissenschaftler, wenn man die Fülle der molekularen und zellulären Faktoren betrachtet, die dabei eine Rolle spielen.“ U. a. sorgen Moleküle an der Spermienoberfläche dafür, dass das Spermium an der äußeren Hülle der Eizelle haftet und sie durchdringt, damit es zur Befruchtung kommen kann. Diese Moleküle, fachsprachlich „Adhäsionsmoleküle“ genannt, werden jetzt von den Wissenschaftlern mit speziellen biochemischen Methoden näher untersucht, um die ihnen innewohnenden Mechanismen zu klären.

Für einen erfolgreichen Befruchtungsvorgang genügt es auch nicht, das Spermium einfach mit der Eizelle in Verbindung zu bringen. Das Spermium muss zunächst „aktiviert“ werden. Dafür sorgt die Chemie des weiblichen Genitaltrakts. Während das Spermium ihn passiert, werden die notwendigen Enzyme gebildet, die es zur Befruchtung befähigen. Dieser Teil des Befruchtungsvorganges wird als Kapazitation bezeichnet. Durch ihn werden die Spermienhülle quasi aufgeweicht und der Energiestoffwechsel des Spermiums stimuliert. Nur die Spermien kommen ans Ziel, die im weiblichen Genitaltrakt diese Metamorphose vollziehen können.

### Die guten ins Töpfchen ...

Eine erste Auslese der Spermien geschieht bereits im Hoden. Unbrauchbare Spermien sind dem Zelltod geweiht (Apoptose). „Wir haben festgestellt, dass Kapazitation und Apoptose als Grundprinzipien der Natur bestimmte Ähnlichkeiten aufweisen“, erläutert Glander. „Deshalb schien uns der Vergleich der Signalwege geeignet, um die Mechanismen offen zu legen, damit wir perspektivisch Einfluss nehmen können.“

In Abhängigkeit von ihren Eigenschaften werden die Spermien zunächst sortiert. Das ist deshalb wichtig, weil die „guten“ Spermien die Eigenschaften der „schlechten“ annehmen können, wenn sie nur lange genug zusammen sind. Für die Sortierung markiert man Antikörper für schlechte Oberflächenstrukturen mit Magneten und fischt diese dann mit Hilfe eines starken Magnetfeldes heraus. Dann kann die Spermienstruktur und der Spermienstoffwechsel gezielt untersucht und für die praktische Anwendung aufbereitet werden. Zum Beispiel für die Kryokonservierung von Spermien für Männer, die sich einer belastenden Krebstherapie unterziehen müssen.



Hier wächst die Herzklappe eines Kindes heran.  
Foto: Int. Stiftung Regenerative Medizin

# Menschliche Ersatzteile aus dem Labor

## Zauberformel Tissue Engineering – die Revolution der modernen Medizin?

Von Matthias W. Weidemann, Internationale Stiftung Regenerative Medizin

Ein kleiner, zwanzig Zentimeter langer Glaskolben mit einer transparenten Flüssigkeit. Daneben ein Elektromotor, der eine Pumpe antreibt, um den Kreislauf der Flüssigkeit aufrechtzuerhalten, deren Zustand und Zusammensetzung von einem Messinstrument kontrolliert wird. Nicht unbedingt Aufsehen erregend auf den ersten Blick. Eher Szenen eines Laboralltags. Weniger alltäglich ist, was in dem Kolben heranwächst.

Es ist die Herzklappe eines Kindes. Gezüchtet aus körpereigenen Zellen soll sie einmal eben diesem kranken Kind eingepflanzt werden, um sein Leben zu retten. Ein lebenswertes Leben ohne Angst. Ein Leben, das unter normalen Umständen von wiederholten Operationen und den damit verbundenen Strapazen dazu verdammt wäre, viel zu früh zu enden. Denn herkömmliche Transplantate wachsen nicht mit, machen so wiederholte Eingriffe nötig. Im Gegensatz dazu besitzt die Herzklappe in dem Glaskolben die wunderbare Eigenschaft, mit dem Kind heranzuwachsen. Der andere revolutionäre Aspekt gegenüber konventionellen Methoden: Die bei Medizinern und Patienten so gefürchteten Abstoßungsreaktionen entfallen.

### Glaskolben als Bioreaktoren

Seit den Anfängen der Heilkunde ist es ein Traum von Ärzten, durch Unfall, Krank-

heit oder Abnutzung verletzte oder verbrauchte Organe durch neue zu ersetzen. Eine Vorstellung, die noch vor wenigen Jahren ins Reich der Science Fiction verwiesen wurde. Im Labor des Biotechnologisch-Biomedizinischen-Zentrums der Uni Leipzig im High-Tech-Standort BioCity soll aus Science Fiction Realität werden. Augustinus Bader, Professor für Zelltechniken und angewandte Stammzellbiologie, ist der Leiter des Institutes. Beim Kontrollgang durch eines seiner Labore prüft er kritisch einen der Glaskolben, in denen eine Herzklappe heranwächst. „Diese Glaskolben sind Bioreaktoren“, sagt er. Bader gehört zu führenden Kapazitäten auf dem Gebiet der Stammzellenforschung und befasst sich in seinem Institut mit Tissue Engineering (Gewebezüchtung im Verbund mit Zellen).

„Wir stehen jetzt an der Schwelle zur Regeneration. Tissue Engineering rückt den Traum des Chirurgen in greifbare Nähe, nicht mehr nur behelfsmäßig zu reparieren, sondern eine Regeneration einzuleiten, die einen vollwertigen Ersatz darstellt. Unsere Forschung zeitigt erste Erfolge: Die dreidimensionalen Gewebeanordnungen, die wir geschaffen haben, ähneln menschlichen Organen. Dabei entnehmen wir gesunde Zellen eines Gewebes oder Organs und geben sie auf eine 3D-Matrix in ein Nährmedium. Dort vermehren sich die Zellen und wachsen zu neuem Gewebe heran, das

keine Abstoßungsreaktionen hervorruft, da es sich um körpereigenes Gewebe handelt.“

Die rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Genforschung sowie der Erforschung des Genoms, hat diesem medizinischen Bereich zu einer geradezu atemberaubenden Entwicklung verholfen und neben dem Tissue Engineering einer völlig neuen Disziplin den Weg geebnet: der Regenerativen Medizin. Hoffnung für Millionen Patienten, die verzweifelt auf Spenderorgane warten.

### Hautersatz am weitesten fortgeschritten

Professor Augustinus Bader: „Die Situation auf dem Gebiet der Organspende hat sich in den letzten Jahren dramatisch zuspitzt. Viele Menschen sterben, weil benötigte Spenderorgane einfach nicht vorhanden sind.“ Hier soll die Regenerative Medizin eingreifen. Bader: „Am weitesten fortgeschritten ist die Herstellung von vitalem Hautersatz für Patienten mit schweren Verbrennungen, gefolgt von der Generierung patienteneigener Knorpel- und Knochentransplantate, sowie der Züchtung von Herzklappenzellen. Zukünftige Herausforderungen sind künstliche Leberorganoide zur Überbrückung von Komazuständen oder die Entwicklung einer

## Regenerative Medizin

Die Regenerative Medizin ist eine interdisziplinäre, also fachübergreifende, klinische Wissenschaft. Sie verbindet die klinische Medizin mit den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Schwerpunkt ist dabei die Wiederherstellung von funktionsgestörten Zellen, Geweben und Organen. Dafür werden körpereigene Regenerations- und Reparatursprozesse im Körper stimuliert, Gewebe außerhalb des Körpers gezüchtet und künstliche Materialien verwendet. Die klassische Transplantationsmedizin wird mehr und mehr durch weiterentwickelte Zelltherapien und die Behandlung mit Gewebe regenerierenden Pharmaka ergänzt. Durch ihr hohes Wachstums-, Vermehrungs- und Spezialisierungspotential, spielen Stammzellen in der Regenerativen Medizin eine bedeutende Rolle. Kerngedanke ist hierbei die Möglichkeit, zerstörtes Gewebe durch Stammzellen wieder zu ersetzen.

### Weltkongress im Mai in Leipzig

Das Interesse an diesem neuen Gebiet der Medizin ist riesig. Den Beweis lieferte der von Professor Augustinus Bader 2003 gegründete Weltkongress für Regenerative Medizin in Leipzig. Rund 400 Spitzenforscher und Experten für Tissue Engi-

neering, Stammzellenforschung etc. aus aller Welt folgten seinem Ruf.

Augustinus Bader: „Der Erfolg bestätigt uns. Der Kongress soll demnächst turnusmäßig in Deutschland, den USA und China stattfinden. Für den nächsten Weltkongress vom 18. bis 20. Mai in Leipzig haben sich bereits rund 1000 internationale Teilnehmer angesagt. Darunter die weltweit besten Forscher auf den Gebieten der Stammzellenforschung, Gentechnik, Wundheilung und Regenerative Medizin.“

Um die Aufgaben, Ziele und Möglichkeiten der Regenerativen Medizin besser ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken, wurde die Internationale Stiftung Regenerative Medizin (IFRM) mit Sitz in Leipzig ins Leben gerufen.

Weitere Informationen:  
[www.regmed.org](http://www.regmed.org)



künstlichen Niere auf der Basis kultivierter Tubuluszellen für eine optimierte Dialysebehandlung. Zur besseren Verträglichkeit synthetischer Implantate können diese mit Zellen gecoated (beschichtet) werden, wodurch die Abstoßungsgefahr deutlich verringert wird. Durch die Verwendung einer biologisch abbaubaren Trägermatrix können im Labor dreidimensionale Knorpelstrukturen, wie zum Beispiel eine Ohrmuschel, gezüchtet werden. Durch Leitschienen, die aus bioorganischen Materialien oder resorbierbaren Kunststoffen bestehen, sollen in naher Zukunft wachsende Nerven zu den Zielmuskeln geleitet werden können.“

Droht hier am Ende etwa der von vielen befürchtete Alptraum vom menschlichen Ersatzteillager? „Diese Vorstellung führt völlig in die Irre“, meint Augustinus Bader: „Wir wollen Menschen helfen, die sonst keine Chance auf Heilung hätten. Außerdem bieten wir die konkrete Aussicht auf ein langes, erfülltes Leben, ohne Angst vor

Krankheiten oder Abnutzungserscheinungen im Alter. Der Patient nutzt lediglich seinen eigenen Körper als natürliches Reservoir.“ Wissenschaftler wie Augustinus Bader halten sich dabei möglichst an die Vorgaben des größten aller Lehrmeister: „Am besten lernt man von der Natur. Wir versuchen, sowohl naturidentische Strukturen zu schaffen als auch die dafür notwendigen Steuermechanismen. So wie sich unser Körper selbst kontrolliert, streben wir an, die Geweberegeneration zu kontrollieren. Das gelingt in unseren Bioreaktoren schon jetzt sehr gut.“

Professor Bader und sein Team aus Biomedizinern, Biologen und Bio-Ingenieuren sind dabei schon weit über das Stadium der Grundlagenforschung hinaus: „Wir sind auf dem Weg zur Automatisierung und Standardisierung. Dies ist auch in Hinsicht auf eine sinnvolle ökonomische Anwendung von eminenter Bedeutung, weil die Produkte der Regenerativen Medizin auf dem Gesundheitsmarkt konkurrenzfähig

sein werden, was das Preis-Leistungsverhältnis im Hinblick auf konventionelle Methoden betrifft. Die biotechnologisch hergestellten Herzklappen und Gefäße sollen eine Alternative zu klassischen nicht regenerationsfähigen Implantaten darstellen. Diese neuen Implantate sollen so schnell wie möglich in die klinische Praxis überführt werden.“

Professor Augustinus Bader ist beileibe kein Einzelkämpfer. Viele führende medizinische Forschungsinstitute haben weltweit die Zeichen der Zeit erkannt, arbeiten fieberhaft auf dem Gebiet des Tissue Engineering und der Regenerativen Medizin. „Und das mit Aussicht auf eine Revolution der konventionellen Medizin. Deshalb ist es eminent wichtig für Deutschland, diese Entwicklung nicht zu verschlafen. Hier in Leipzig wollen wir eines der führenden Zentren des Tissue Engineering sowie der Regenerativen Medizin etablieren“, meint der Leiter des Leipziger Forschungsinstitutes selbstbewusst. Und das nicht ohne Grund.

Denn nach einhelliger Meinung führender Experten gehören in rund fünf bis zehn Jahren folgende Szenarien zum Klinikalltag:

- Menschliche Knochenzellen, die auf Matrizes wachsen, heilen künftig komplizierte Knochenbrüche und Osteoporose. Die Matrizes werden mit Knochenzellen und mit Knorpel angereichert und anschließend den Patienten gespritzt.
- Chirurgen implantieren mit körpereigenen Gefäßwandzellen beschichtete Herzklappen- und Gefäßprothesen.
- Mittels Tissue Engineering werden in zwei bis drei Jahren Sehnen gezüchtet. In drei bis fünf Jahren wird zerstörte Augenhornhaut durch geklonte Hornhautzellen ersetzt.
- Durch die Kombination von Nervenscheidenzellen, Überbrückungsröhrchen und Wachstumsfaktoren wird es schon in zwei bis vier Jahren möglich sein, nicht reparable große Nervendefekte nach Verletzungen zu überbrücken.
- In der plastischen Chirurgie hat die Silikonprothese zum Brustaufbau ausgedient. Im Labor werden Fettvorläuferzellen kultiviert und gezielt in die Brust gespritzt.

Professor Augustinus Bader weiter: „Der körpereigene Muskelersatz macht künftig den Ersatz von Gefäßen, Speiseröhren und den Darmersatz möglich. Tissue Engineering ist die Zukunft des körpereigenen Organersatzes.“

# „Dialog zwischen Extremen“

## Ein Gespräch über Leipzigs Potenzial in der Regenerativen Medizin und den Nachwuchs

Gebündelte Kompetenz im Bereich der regenerativen Medizin – so könnte man in Kurzform das RegMedNet beschreiben (s. a. Kasten auf der nächsten Seite). Das Netzwerk stellte für die Universität eine gute Voraussetzung dar, um sich um ein Forschungszentrum für Regenerative Medizin zu bewerben, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördern will. In diesem Wettbewerb hat Leipzig die Runde der letzten Drei erreicht, mit im Rennen sind nur noch Berlin und Dresden.

Zum RegMedNet-Koordinierungsstab gehört der Immunologe Dr. Jan-Matthias Braun. Ihn lud das *Uni-Journal* zusammen mit der US-Wissenschaftlerin Dr. Sonya Faber zum Gespräch ein. Die Themen: das Potenzial Leipzigs, der Dialog zwischen Medizin und Grundlagenforschung – und nicht zuletzt die Nachwuchsförderung.

### Das Netzwerk RegMedNet hat sich zur Aufgabe gemacht Projektideen im Bereich der regenerativen Medizin zu fördern. Wie?

**Braun:** Wir wollen Interessengruppen zusammenbringen, die traditionell nicht oder wenig miteinander sprechen. Deshalb bietet das RegMedNet Seminare, Klausurtagungen und Treffen an, um Naturwissenschaftler und Kliniker zusammenzubringen. Wir waren zum Beispiel bei Professor Rauschenbach am Institut für Oberflächenmodifizierung. Als Physiker hat er uns Medizinern und Biologen erklärt, was genau bei der Oberflächenmodifizierung gemacht wird. Wir haben diskutiert, wie Materialwissenschaftler, Ingenieure und

Physiker helfen können, klinische Probleme zu lösen. Wie könnte man beispielsweise das Material von Prothesen und Implantaten verbessern, damit sie vom Patienten besser vertragen werden. Dieser Dialog zwischen Extremen ist die Aufgabe von RegMedNet.

### Es geht also um den fachübergreifenden Dialog zwischen Medizin und Grundlagenforschung. Frau Dr. Faber, Sie als US-Amerikanerin haben andere Erfahrungen in der Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen. Welche?

**Faber:** Deutschland hat eine traditionell gewachsene Struktur in der Medizin und der Grundlagenforschung. Diese Strukturen sind uns nicht fremd, denn schließlich haben die Amerikaner ihr Universitätssystem nach europäischem Vorbild entwickelt. In Amerika haben wir auch sehr starke Unterschiede zwischen dem Medizinbereich und der Grundlagenforschung. Doch wir haben es geschafft, eine erste Brücke zwischen beiden Disziplinen zu bauen. In Deutschland sollte man es Klinikern leichter machen, Wissenschaft zu betreiben. Wenn sie forschen möchten, darf das innerhalb der medizinischen Ausbildung keinen Nachteil bringen. Forschung sollte für Mediziner eine mögliche Option sein und nicht das Ende der Karriere bedeuten. Natürlich muss es aber auch in die andere Richtung gehen.

Grundlagenforscher sollten auch in klinischen Bereichen forschen und lehren können, auch wenn sie keine Mediziner sind. Das wird in Deutschland durch politische Entscheidungen oder institutionelle Regelungen verhindert.

In den USA kann ein Mediziner eine Karriere in der Forschung anstreben. Auf der anderen Seite gibt es bestimmte Programme für Grundlagenforscher, um in der Klinik zu forschen. Das National Institute of Health stellt dafür Gelder und Strukturen zur Verfügung.

Zum Beispiel kann ein Biologe in Amerika auch an einem klinischen Institut Karriere machen. Oder es gibt spezielle Forschungszentren, in denen Ärzte forschen können und nicht nebenbei in der Klinik arbeiten müssen. Und wenn sie sich entscheiden, in der Forschung zu bleiben, behindert das ihre Karriere nicht. In deutschen Strukturen ist das, abgesehen von Ausnahmen, nicht so.

**Braun:** Selbst innerhalb Europas sind die Unterschiede gravierend. In Großbritannien zum Beispiel kann der Direktor eines Instituts für klinische Diagnostik aus der Naturwissenschaft kommen. Er muss kein Mediziner sein. In Deutschland geht das nicht.

Doch ich sehe auch ein anderes Problem. Unser wissenschaftlicher Nachwuchs wandert in die USA oder Großbritannien ab, weil er dort besser gefördert wird.

### Wie könnte man die jungen Wissenschaftler halten?

**Braun:** Durch gezieltere Förderung. Die sollte eben nicht mit dem Erhalt des Dokortitels aufhören. Gezielt heißt, beispielsweise Post-docs in Kursen didaktische Fertigkeiten zur vermitteln. In Deutschland darf man offiziell erst nach der Habilitation lehren, also vier bis fünf Jahre nach der Promotion. Aber Realität ist, dass man schon lehrt, während man die Habilitation schreibt, obwohl man keinerlei didaktische Ausbildung hat.



**Dr. Jan-Matthias Braun und Dr. Sonya Faber**  
Foto: RegMedNet

## RegMedNet

Das RegMedNet ist ein Zusammenschluss verschiedener Disziplinen, Forschungsgebiete und privater wie öffentlicher Institutionen der Städte Halle und Leipzig innerhalb des neuen Fachgebietes der Regenerativen Medizin. Es wurde vor zweieinhalb Jahren gegründet. Zunächst orientierte es sich nur an den klinischen Wissenschaften. Das Konzept gründet auf der Idee, Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zur gemeinsamen Problemlösung zu ermuntern und gemeinsame Strategien entwickeln zu lassen.

Durch die Bildung von mehr als zehn Arbeitsgruppen, die sich z. B. mit neurologischen Ischämien, Implantaten oder der Haut- und Wundheilung beschäftigen, wurde das eigentliche interdisziplinäre, inner- und außeruniversitäre Netzwerk gebildet. Es dient nun unter anderem der Förderung von jungen Wissenschaftlern und ihren innovativen Projekten, der Organisation von weiterbildenden Seminaren und der Entwicklung einer intensiven Kommunikationskultur zwischen Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen. Durch letztere soll die interdisziplinäre Zusammenarbeit verbessert werden.

Weitere Informationen:  
[www.regmednet.de](http://www.regmednet.de)

**Faber:** In den USA wird erwartet, dass jeder Post-doc innerhalb eines Jahres eine hochwertige Publikation aus seiner Forschungsarbeit verfasst. Die ganze Weiterbildung und Struktur ist danach ausgerichtet, wie man seine Arbeit gut publizieren kann. Ich finde es problematisch, dass die Dissertationsschrift oft als lästige Pflicht angesehen wird. Außerdem verstauben viele gute Arbeiten oft in irgendwelchen Regalen. Das kann doch nicht das Ziel sein.

**Nun hat Leipzig sich an der Ausschreibung für ein DFG-Forschungszentrum für Regenerative Therapien beteiligt. Die Koordination der Antragsarbeit hat maßgeblich das RegMedNet übernommen. Wie kam man auf die Idee sich zu bewerben?**

**Braun:** Für uns war es eine natürliche Konsequenz des bestehenden Netzwerkes.

Das RegMedNet hat ja auch die Aufgabe, Förderungsmöglichkeiten zu identifizieren. Daraus entstand die Zentrums-idee. Eine Kerngruppe um den Prorektor Professor Schlegel und den RegMedNet-Koordinator Professor Emmrich hat die Antragsformulierung federführend in die Hand genommen. Am Antrag selbst haben aber ungefähr 80 Leute mitgeschrieben.

### Gab es Zweifler?

**Braun:** Wenn man so ein großes Projekt in Angriff nimmt, gibt es natürlich auch Kritik und Zweifel. Da gab es Stimmen wie: „Wir haben das Potential nicht und gegen die großen Zentren für Regenerative Therapien wie Hannover oder Tübingen haben wir keine Chance.“

### Mit welchen Argumenten sind Sie dem entgegen getreten?

**Braun:** Durch das RegMedNet wussten wir, dass wir hier gute Leute haben. Bei unserer Recherche für den Antrag wurden wir aber selbst überrascht, welches Potenzial an Stammzellenforschern, Materialwissenschaftlern und Klinikern vorhanden ist. Diese Kompetenzen haben viele unterschätzt. In den letzten 15 Jahren wurden in Leipzig durch Investitionen, vor allem durch das Land Sachsen, aber auch durch Bundesprojekte, hervorragende Strukturen geschaffen.

### Das Leipziger Konzept für ein DFG-Forschungszentrum wurde nicht zuletzt deshalb vom internationalen Gutachtergremium ausgewählt, weil es „innovative Forschung mit gezielter Nachwuchsförderung verbindet“. Was kann das Zentrum für den Nachwuchs bewirken?

**Faber:** Das Zentrum soll Nachwuchswissenschaftlern einen eigenen Forschungsraum geben, in dem sie sich selbst kreativ entfalten und eigene Ideen einbringen können. Die jungen Wissenschaftler bringen das Know-How, wir bieten ihnen das Werkzeug.

**Braun:** Der Nachwuchs soll in bestehende Netzwerke und Kompetenzfelder integriert werden und daraus lernen. Wir wollen sie über Weiterbildung und Förderung soweit bringen, dass sie interdisziplinär denken, teamfähig werden und in hochgradigen Wissenschaftsfeldern forschen und publizieren können.

*Das Gespräch führten Marion Nagel und Dr. Anja Laabs vom Institut für klinische Immunologie und Transfusionsmedizin.*

## Physiker revolutionieren Krebsdiagnose

# Wenn die Zelle flüssig wird

Physiker der Forschergruppe um Dr. Jochen Guck und seinem Doktoranden Falk Wottawah von der Abteilung Physik der weichen Materie am Institut für Experimentelle Physik entwickelten einen sogenannten „Optical Stretcher“ oder „optischen Strecker“ zur Identifizierung von Krebs- und Stammzellen. Mit diesem Verfahren ergeben sich vielfältige Beziehungen zum Netzwerk für Regenerative Therapien Leipzig-Halle.

Der Optical Stretcher nutzt zwei gegenläufige Laserstrahlen, um Kräfte auf einzelne biologische Zellen auszuüben. Diese Kräfte führen zu einer Verformung der Zelle. Je weicher oder flüssiger eine Zelle ist, desto mehr kann sie verformt werden. Dabei hat sich gezeigt, dass das Verformungsverhalten charakteristisch für unterschiedliche Zellen ist und man dadurch auf den Gesundheitszustand der Zellen schließen kann. So sind z. B. Krebszellen umso verformbarer, je weiter das Stadium des Krebses fortgeschritten ist. „Besonders erstaunlich für uns war, dass man nur ganz wenige Zellen prüfen muss, um zu einem aussagekräftigen Untersuchungsergebnis zu kommen“, erläutert Prof. Dr. Josef A. Käs, Leiter der Abteilung Physik der weichen Materie.

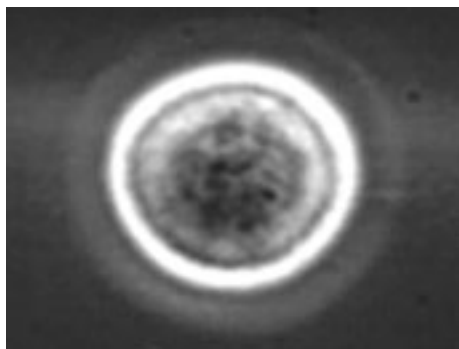
Fußend auf dieser Erkenntnis starteten die Physiker bereits klinische Untersuchungen gemeinsam mit Dr. Torsten Remmerbach von der Klinik und Poliklinik für Mund-, Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie. Hier werden Möglichkeiten einer flächendeckenden Diagnose von oralen Tumoren mit nur geringem Zellmaterial geprüft. Ziel ist, beim jährlichen Zahnarztbesuch mit einem Bürstchen Gewebeproben von der Oberfläche einer verdächtigen Stelle im Mundraum einfach abzubürsten und zu untersuchen.

Ein ähnlicher Ansatz, anhand von geringen Probestößen über die Verformbarkeit der Zellen auf das Vorhandensein von Krebs zu

schließen, besteht prinzipiell für alle Krebsarten.

Die Technologie eröffnet ebenfalls die Möglichkeit, adulte Stammzellen, die es im Körper in großer Anzahl gibt, gezielt zu klassifizieren und anschließend zu sortieren. Adulte Stammzellen können sich zu bestimmten Zelltypen differenzieren und deren Funktionen ausüben. Sie sind oft schwer zu finden und schwer von Vorläuferzellen abzugrenzen. Die Arbeitsgruppe um Dr. Guck nutzt nun die Eigenschaft der Stammzellen, verformbarer als reifere Zellen zu sein. Dadurch können sie mit dem Optical Stretcher unterschieden werden. Eine Vorbehandlung der Zellen ist nicht notwendig, was schneller, billiger und schonender für die Zellen ist.

Das macht das Verfahren attraktiv für die zellbasierte regenerative Medizin, die adulte Stammzellen für die Therapie vormals unheilbarer Krankheiten wie Parkin-



**Verformte Zelle.**

**Abbildung:  
Institut für Experimentelle Physik**

son und Diabetes oder Rückenmarksverletzungen einsetzt. Gemeinsame Projekte mit der Medizinischen Fakultät, z. B. zu Parkinson mit dem Neurologen Prof. Johannes Schwarz und zur Therapie von Herzinfarkten mit PD Dr. Volker Adams vom Herzzentrum, sind bereits geplant; ebenso gemeinsame Forschungen mit Kollegen des Interdisziplinären Zentrums für Bioinformatik zur Heilung von Knorpelschäden (Dr. Jörg Galle) und zum Einsatz von Stammzellen für die Therapie von Leberkrankheiten (Dr. Dirk Drasdo).

Übrigens sind Forschungsergebnisse im renommierten wissenschaftlichen Journal *Physical Review Letters* (März) veröffentlicht. Im *Biophysical Journal* und *Acta Biomaterialia* erscheinen sie demnächst (Mai).

*Dr. Bärbel Adams*

# Wenn RGS 9 zum Problem wird

## Neurowissenschaftler ist Bewegungsstörungen auf der Spur

Von Dr. Bärbel Adams

Der Neurowissenschaftler Prof. Johannes Schwarz hat eine neue Funktion des regulatorischen Gens (RGS 9) entdeckt, dessen Fehlen bei Mäusen zu häufigen und belastenden Bewegungsstörungen führt. Ähnliche Bewegungsstörungen treten auf bei lange Zeit medikamentös behandelten Parkinson- und Psychosepatienten, die nicht ursächlich auf die Krankheit, sondern auf Medikamente zurückzuführen sind.

RGS 9 ist nicht nur in der Netzhaut des Auges angesiedelt, sondern auch im Striatum, einer Hirnregion, in der jene Botenstoffe oder Dopamine sitzen, die Befehle des Nervensystems u.a. an das motorische System weitergeben. Hier werden unsere Bewegungen koordiniert. Das regulatorische Gen RGS 9 schaltet dabei die Signalantwort der Dopaminrezeptoren ab, und dämpft daher die Reizweiterleitung. Wenn dieses Gen fehlt, wird die Signalantwort vermehrt, und es kommt folgerichtig zu unwillkürlichen Bewegungen. Eine solche Überfunktion von Dopamin-Rezeptoren war häufig als Ursache dieser Störungen angesehen worden, konnte bisher aber nicht belegt werden.

Das gelang jetzt Prof. Johannes Schwarz, Klinik und Poliklinik für Neurologie der Universität Leipzig mit Knockout-Mäusen. Den Mäusen fehlte das Gen RGS 9. Diese Tiere entwickelten dieselben unwillkürlichen Bewegungen, wie sie Ärzte auch bei Parkinson-Patienten und bei Schizophrenie-Patienten beobachten können, die lange Zeit mit Antiparkinson-Medikamenten bzw. mit Antipsychotika behandelt wurden. „Es ist möglich, dass insbesondere jene Patienten solche Nebenwirkungen entwickeln, die eine entsprechende Veränderung des RGS 9 haben“, mutmaßt Prof. Schwarz.

Da es bei Parkinson-Patienten zu einem zunehmenden Mangel des Botenstoffes Dopamin im Gehirn kommt, das u. a. zur typischen Bewegungsarmut und Muskelsteifheit führt, versucht man dem mit speziellen Medikamenten entgegenzuwirken, die den Dopaminmangel ausgleichen sollen. Nach etwa fünf bis zehn Jahren der Therapie entwickeln diese Patienten allerdings Bewegungsstörungen, wie sie der Leipziger Mediziner jetzt bei den Knockout Mäusen nachgewiesen hat. Auch Neuroleptika, mit denen Schizophrenie-Patienten behandelt werden, können langfristig unwillkürliche Bewegungen auslösen. Dem zu begegnen, stellt bisher eine der größten therapeutischen Herausforderungen dar.

Die Entdeckung des Leipziger Wissenschaftlers könnte der Durchbruch für die Entwicklung von Medikamenten sein, mit denen die unerwünschten Nebenwirkungen von Antiparkinson- und antipsychotischen Mitteln erfolgreich eingedämmt werden können.

„Dass RGS 9 im Striatum angesiedelt ist, erfuhr ich von der kalifornischen Arbeitsgruppe um Melvin Simon, die mit Knockout Mäusen die Signalübermittlung von Fotorezeptoren in der Retina untersuchten“, erläutert Schwarz. „Sie teilten mir mit, dass dieses Protein auch im Striatum positioniert ist, in dem der Botenstoff Dopamin eine Rolle spielt, und fragten an, ob ich damit was anfangen könne.“ Der Leipziger Parkinson-Spezialist konnte und entdeckte die Bedeutung von RGS 9 für die Signalantwort der Dopaminrezeptoren.

Der Funktionsnachweis von RGS 9 wurde jetzt u. a. in „The Journal of Neuroscience“ veröffentlicht.



# „Dunkle Materie der Biologie“ wird aufgehehlt

## Software identifiziert RNA-Gene

Als „dunkle Materie der Biologie“ bezeichnete man sie lange Zeit – jene Bestandteile des Genoms, die das Ablesen von Proteinen aus Genen „nur“ unterstützen und die einer wissenschaftlichen Untersuchung schwer zugänglich waren. Zu diesen Bestandteilen gehören Ribonukleinsäuren (kurz RNAs genannt), die sich durch ein Sauerstoff- und ein Wasserstoffatom (also eine Hydroxylgruppe) von den Desoxyribonukleinsäuren (kurz DNAs genannt) unterscheiden. Durch die zusätzliche Hydroxylgruppe ist die RNA relativ instabil und im Experiment schwerer zu fassen. In der Natur werden RNA-Moleküle jedoch durch die Ausbildung von Strukturen stabilisiert.

Die Bedeutung der RNA wurde lange unterschätzt. Erst in jüngster Zeit erkannte man deren eigenständige Rolle z. B. bei der Regulation der Gene. Desto dringlicher stellte sich die Aufgabe, die RNA-Gene zu identifizieren. Genau das ist jetzt den Wissenschaftlern um den Bioinformatiker Peter Stadler vom Institut für Informatik und seinen österreichischen Kollegen Stefan Washietl und Ivo Hofacker vom Bioinformatik-Integrations Netzwerk des österreichischen Genomforschungsprogramms GEN-AU gelungen.

Dazu koppelten die Wissenschaftler eine vergleichende Sequenzanalyse mit einer Strukturvorhersage. Letztere beruht darauf, dass besonders stabile Strukturen ein Indiz für RNA-Gene sind. Das Programm der Bioinformatiker modelliert gleichsam unzählige molekulare Verbindungen und isoliert die stabil erscheinenden.

Auf dieser Grundlage durchforstet man dann die Genome verschiedener Organismen nach jenen stabilen Molekülen, die etwa beim Menschen ebenso vorkommen wie bei der Maus oder beim Zebrafisch. „Das ist ein untrügliches Kennzeichen für

die biologische Relevanz der molekularen Struktur und erlaubt ihre Identifizierung als RNA-Gen“, erklärt Professor Peter Stadler.

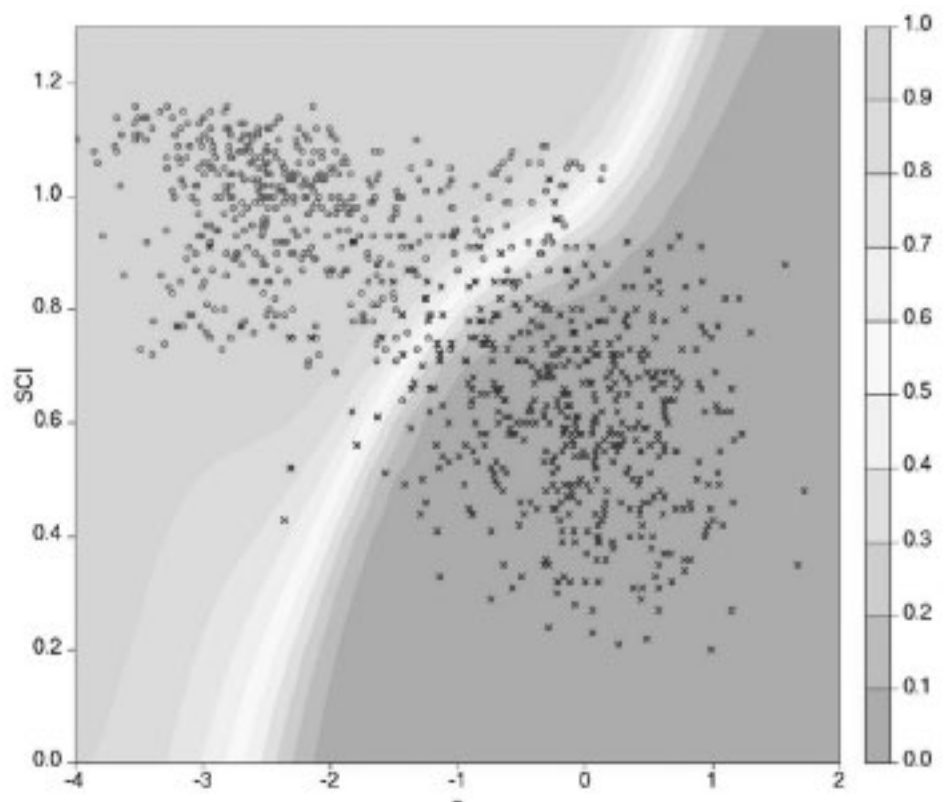
Große Genauigkeit und hohe Geschwindigkeit der Analyse sind das Markenzeichen der neuen Software. Es ist prinzipiell anwendbar für alle Lebewesen vom Bakterium über Pflanzen bis zum Menschen. Zudem kann weltweit frei auf das Programm unter [www.tbi.univie.ac.at/~wash/RNAz](http://www.tbi.univie.ac.at/~wash/RNAz) zurückgegriffen werden.

Nächster Schritt soll die vollständige Inventarisierung struktureller RNAs im

menschlichen Genom sein. „Wir hoffen, dass die Methode der ‚computational Rnomics‘ – wie die Bioinformatik der RNA Moleküle in Fachjargon genannt wird – zur Entdeckung weiterer Räume in der expandierenden RNA-Welt zellulärer Mechanismen führen wird“, resümiert Prof. Stadler die Arbeit seines Teams.

Die Wissenschaftler veröffentlichten ihre Arbeit jetzt in der renommierten Zeitschrift PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America).

*Dr. Bärbel Adams*



**RNA-Moleküle mit Funktion befinden sich links von der weißen Linie, die ohne Funktion rechts.**  
Grafik: © PNAS

**Training für Teletutoren: Soldaten im Bundeswehrausbildungsstützpunkt Sonthofen mit Marie-Luise Kaufmann, Studentin der Wirtschaftspädagogik (4. von rechts).**

**Foto: Lehrstuhl für Berufs- und Wirtschaftspädagogik**



# Die Uni geht zum Bund

## Wirtschaftspädagogen bereiten Bundeswehr-Ausbilder auf neue Aufgaben vor

Multinationale Einsätze in Krisengebieten, wie beispielsweise in der ISAF-Friedenstruppe in Afghanistan, gehören seit einigen Jahren zum erweiterten Aufgabengebiet der Bundeswehr. Die Soldaten der deutschen Streitkräfte agieren immer öfter in neuen Einsatzgebieten und unter neuen sprachlichen, kulturellen und auch ethnischen Bedingungen. Eine schnelle und flexible Aus- und Weiterbildung der Soldaten bezogen auf neue Waffen, technische Entwicklungen oder veränderte Strategien zum Umgang mit ethnischen und sozialen Konflikten in den Krisengebieten ist mit dem traditionellen Konzept der Präsenzausbildung unter diesen Bedingungen nicht mehr zu leisten.

Deshalb führt die Bundeswehr gegenwärtig eine umfassende Strukturreform ihrer Aus- und Weiterbildung durch, in der es vor allem um das Lehren und Lernen mit Computern und Datennetzen geht. Ein erster Meilenstein auf diesem Weg sind die „Grundsätze für die Fernausbildung bei der Bundeswehr“ vom März 2003, auf deren Grundlage die flächendeckende Einführung wirtschaftlicher und moderner Aus-

bildungstechnologien, unterstützt durch die Generalität und das Verteidigungsministerium, forciert wird. Die Trainer und Dozenten der zentralen Ausbildungseinrichtungen der Bundeswehr stehen dabei vor einer besonderen Herausforderung: Sie müssen ihre Ausbildungskonzepte grundlegend verändern und das Lehrerhandeln auf die neuen Medien ausrichten.

Dafür hat die Bundeswehr in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Berufs- und Wirtschaftspädagogik der Universität Leipzig den Lehrgang „Teletutor der Bundeswehr“ entwickelt. In den kommenden Jahren sollen ca. 30000 Trainer und Dozenten mit diesem Lehrgang auf ihre neuen Aus- und Weiterbildungsaufgaben vorbereitet werden.

Das Konzept wird derzeit am Zentrum für innere Führung in Koblenz, der Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation in Strausberg und der Schule für Feldjäger und Stabsdienst in Sonthofen erprobt. Der Lehrstuhl für Berufs- und Wirtschaftspädagogik hat die Aufgabe übernommen, die Erprobung wissenschaftlich zu begleiten, die Effekte zu eva-

luieren und das Konzept schrittweise zu optimieren. Unter der Leitung von Prof. Dr. Fritz Klauser führen Mitarbeiter des Lehrstuhls und Studierende der Wirtschaftspädagogik die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten an den Ausbildungsstandorten der Bundeswehr durch.

Die Eindrücke der Beteiligten sind sehr vielfältig und unterscheiden sich grundlegend von der Arbeit in anderen Projekten. „Hier dabei zu sein war eine aufregende Erfahrung“, sagte beispielsweise Marie-Luise Kaufmann, Studentin der Wirtschaftspädagogik im 6. Semester nach einer Woche im Ausbildungsstandort Sonthofen. Und Peggy Töpferl fügt hinzu „Es macht Spaß, in einem solchen Projekt seine Diplomarbeit zu schreiben, wenn auch das Leben in der Kaserne zunächst ziemlich gewöhnungsbedürftig war. Fachlich habe ich unheimlich viel gelernt.“

Das Projekt wird derzeit fortgesetzt. Am Lehrstuhl für Berufs- und Wirtschaftspädagogik wurde dazu der „Forschungsstützpunkt Teletutor Bundeswehr“ etabliert.

*Jochen Dietz, Lehrstuhl für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*

# Das Buch im Bild, das Bild im Buch

## Die Ikonografie des Buches

Von Dr. Thomas Keiderling und Dr. Erdmann Weyrauch,  
Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Literatur spiegelt das Leben. Diese, auch dem Volksmund geläufigen Aussagen standen Pate, als 1996 der inzwischen verstorbene Buchwissenschaftler Prof. Dr. Dr. Dietrich Kerlen den Aufbau einer innovativen Text- und Diasammlung initiierte, die er unter den Titel „Buch im Bild – Bild im Buch“ stellte. Sie sollte in erster Linie die Lehrfähigkeit unterstützen, aber auch Ressource und Arbeitsinstrument für studentische Haus- und Abschlussarbeiten sein. Dietrich Kerlen, der auch Kunstgeschichte studiert hatte und turnusmäßig über „Buchgeschichte als Kunstgeschichte“ las, verband mit dieser Kollektion die Absicht, die „reiche Welt der Bilder für die Geschichte des Buches fruchtbar zu machen“. Im Kontext einer historischen Bildkunde für die mo-

### Zehn Jahre Buchwissenschaft

Die Professur für Buchwissenschaft und Buchwirtschaft, die in diesem Jahr ihr zehnjähriges Bestehen begeht, bildet Medienwissenschaftler speziell für die Tätigkeit in der Buch- und Verlagsbranche aus – und das mit großem Erfolg. Absolventen finden sich führenden Verlagen wieder. Der Ausbildungsschwerpunkt umfasst drei Hauptgebiete: die Buchwirtschaftslehre (Kalkulation, Marketing, Management, Verlagsrecht), die Buchtheorie im Rahmen einer vergleichenden Medientheorie und die Buchgeschichte (Buchproduktion, Buchvertrieb, Geschichte des Lesens, Buchgeschichte als Kulturgeschichte). Entgegen der landläufigen Auffassung widmet sich die Buchwissenschaft keineswegs nur dem Buch in der gebundenen Form (Kodex), sondern auch in elektronischer Gestalt. Hörbücher (CD), DVD, Handheld-PC, Smartphones und Online-Publikationen via Internet boomen und machen heute etwa 10% des aktuellen Buchangebotes aus.

derne Buchwissenschaft galt es, den zeitgebundenen, höchst komplexen Quellenwert von Bild- und literarischen Textzeugnissen zu bündeln, zu erschließen und für die buchwissenschaftliche Lehre und Forschung nutzbar zu machen.

Nach konzeptionellen Vorbereitungen wurde festgelegt, das Buch in seinem medialen Wandel und seiner materialen Vielfalt – angefangen von der Rolle über die Kodexform bis hin zum elektronischen Buch – in Darstellungen der bildenden Kunst von der Antike bis zur Moderne zu erfassen. Zudem wurden Abbildungen aufgenommen, die direkten Bezug zur Thematik haben: antike Papyrus- und Pergamentfragmente, Inkunabeln, Berufsszenen im Bereich der Bucherstellung und dgl. mehr. Bei der Zusammenstellung erfolgte eine Fokussierung auf den christlich-abendländischen Kulturkreis, jedoch wurden auch Beispiele aus China, dem Judentum und Islam berücksichtigt. Gegenwärtig sind etwa 2700 Dias über einen datenbankgeführten Katalog abrufbar.

Ein zweiter Teil der Projektes konzentriert sich auf literarische Texte, die sich der Verarbeitung historisch und kulturell differenzierter Lektüreerfahrungen in der europäischen Literatur widmen. Die Text- und Zitatsammlung umfasst ebenfalls weit über 2000 Belege und wird durch eine kommentierte Bibliographie ergänzt.

Die Sammlung von Bild- und Textzeugnissen zum Medium Buch und seines Gebrauchs ist in der vorliegenden Form einzigartig und weckt zunehmend außeruniversitäres Interesse. Derzeit wird mit dem Museum für Druckkunst Leipzig die Digitalisierung der Diasammlung vorbereitet. Damit wird einerseits der Zugang, aber auch die Nutzung für Projektionen deutlich vereinfacht werden. Eine Auswahl typischer Bildzeugnisse, wissenschaftlich kommentiert, soll demnächst publiziert werden – nebenbei bemerkt eine Initiative von Schülerinnen Dietrich Kerlens.



**Darstellung der Arbeitsteilung im mittelalterlichen Scriptorium: der Kirchenvater Gregor mit drei Schreibern.**

**Das Relief zeigt Papst Gregor I. d. Großen als Schreiber im Scriptorium eines reichen Klosters, worauf die Ausstattung mit Vorhängen und einem Leuchter sowie das kunstvolle Mobiliar hinweisen. Die Taube auf Gregors Schulter scheint ihm die göttliche Inspiration ins Ohr zu flüstern und der Kirchenmann verschriftlicht sie unmittelbar. Im unteren Teil der Elfenbeinbearbeitung sind drei Schüler zu sehen, die auf ihren Knien arbeiten. Dies demonstriert die Arbeitsteilung im Kloster, von der Zubereitung des Pergaments über das Schreiben, Rubrizieren, Illuminieren und Buchbinden. Die um 960/980 in Frankreich entstandene Elfenbeinschnitzerei befindet sich im Kunsthistorischen Museum in Wien.**



**Bildlicher Einbandentwurf Koloman Mosers zu Felicie Ewart: Jugendschatz deutscher Dichtungen (Wien 1897). Koloman Moser war der wohl entscheidende Initiator der Wiener Secession. Der Umschlagentwurf zeigt auf dem Buchrücken eine Frauengestalt, deren Arme sich wie Schmetterlingsflügel in schwingenden Linien auf den Einbanddeckeln ausbreiten. Die artifizielle Gestaltung Mosers verbindet die Ansprüche des Jugendstils an einen elitären Geschmack mit der Vorstellung der engen Zuordnung von Kunst und Leben.**

**Abbildungen: Professur für Buchwissenschaft und Buchwirtschaft**

# Die „Papierpaläste“ im Reich der Utopie

## Illustrierte Architekturtheorie des 15. bis 18. Jahrhunderts

Von Prof. Dr. Frank Zöllner, Institut für Kunstgeschichte

Zu den wohl bemerkenswertesten und zugleich unbekanntesten Schätzen der Leipziger Universitätsbibliothek gehört ein umfangreicher und wertvoller Bestand illustrierter Architekturbücher der Frühen Neuzeit. Beispiele für Architekturtheorie als die Lehre vom Bauen gab es schon in der Antike, aus der allerdings nur eine einzige Abhandlung dieser Art erhalten ist, Vitruvs „Zehn Bücher über die Baukunst“. Der Text Vitruvs behandelt die bis heute aktuellen Fragen der Architektur, technische, finanzielle, ästhetische und weltanschauliche. Dieser Text galt seit seiner Wiederentdeckung durch den Humanismus der Renaissance für über zwei Jahrhunderte als die Bibel der Architekten. Er erschien 1484 erstmals im Druck und wurde danach Vorbild für die meisten Architekturtraktate des 15. und 16. Jahrhunderts. Erst mit dem 17. und 18. Jahrhundert wandte man sich zunehmend von Vitruv ab, im 19. Jahrhundert schließlich brachte man ihm wenig mehr als philologisches Interesse entgegen.

Vitruv beklagt in der Einleitung zu seinem Architekturtraktat, dass er leider kein besonders schöner Mann sei und auch nicht besonders groß, sondern eher klein. Gebaut hatte Vitruv nicht viel und vor allem nichts Wichtiges. Seine Stellung und seinen Nachruhm sicherte er sich durch das Schreiben seines Architekturtraktats – Theorie als Ersatzhandlung also, die aber hier wie in anderen Fällen von Erfolg gekrönt war. Dass die Theorie eine lohnende Investition in die Zukunft sein kann, glaubten viele Architekten und Theoretiker der Neuzeit. Genannt sei hier der Mailänder Architekt Cesare Cesariano. Er versuchte tatsächlich, mithilfe seines Architekturtraktats der Armut und der Unterdrückung durch seine missgünstige Stiefmutter zu entinnen. Diesen durch Bildung und Theorie erhofften gesellschaftlichen Auf-



**Allegorie der Künste (Architektur, Malerei, Bildhauerei) aus Paulus Deckers „Fürstlicher Baumeister“, 1711, Kupferstich. Bildabdruck: Institut für Kunstgeschichte**

stieg hat Cesariano in einem großformatigen Holzschnitt seines Vitruvkommentars dargestellt. Etwa in der Mitte dieser Darstellung gewahrt der Betrachter den jungen Cesariano, der von einer Personifikation der Kühnheit zur Sphäre ewigen Ruhms geführt wird.

Doch nicht alle Theoretiker wurden allein durch ihre Theorie berühmt. Zu den erfolgreichsten Autoren zählt zweifelsohne Andrea Palladio, dessen „Quattro libri d’architettura“ maßgeblich zur Kanonisierung des Baus von Villen und Palästen beigetragen haben. Nicht umsonst wurde eine wichtige Strömung der Architekturgeschichte deshalb Palladianismus genannt. Kaum weniger einflussreich waren die Traktate Sebastiano Serlios und Giacomo Barozzi da Vignolas. Sie sorgten dafür,

Unter dem Titel „Papierpaläste“ zeigt die Universitätsbibliothek noch bis zum 14. Mai eine Ausstellung illustrierter Architekturtraktate. Die Traktate und ihre Autoren werden vorgestellt, die ausgestellten Illustrationen erläutert. Dazu erscheint ein reich bebildeter Katalog mit detaillierten Erklärungen. Die Ausstellung ist das Ergebnis eines Projektseminars des Instituts für Kunstgeschichte. Im Rahmen dieses Seminars wurden das wissenschaftliche und didaktische Konzept der Ausstellung erarbeitet, ein Katalog produziert, Sponsorengelder eingeworben und Strategien der Öffentlichkeitsarbeit entwickelt. Der Aufbau der Ausstellung erfolgte in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek.

dass die klassischen Säulenordnungen von Italien aus ihre Wirkung in den Rest der Welt ausstrahlten.

Architekturtheorie war und ist immer auch ein Stück Utopie. Bauten, die gar nicht oder nicht so verwirklicht wurden, wie man es sich vorstellte, erstanden auf dem Papier, eben als „Papierpaläste“. Sie waren Propaganda für Architektur im Medium des Buches. Ohne dieses Medium hätte kaum ein Architekt, hätte kaum eine architektonische Idee sich durchsetzen können. So propagierte der französische Theoretiker

Charles Perreault seinen Entwurf für die Ostfassade des Louvre in Paris mithilfe einer großartigen allegorischen Darstellung, die er seinem Vitruvkommentar von 1673 als Frontispiz voranstellte. Dasselbe gilt für Matthias Daniel Pöppelmann, der sowohl die gebauten als auch die nicht realisierten Teile seines Entwurfs für den Dresdner Zwinger in einem riesigen Kupferstichwerk verbreitete

Durch die „Papierpaläste“ ist die Baukunst sozusagen transportabel geworden. Architekturtraktate verbreiteten nicht nur Säulenordnungen und Villentypen in alle Welt,

sondern auch weiterführende architektonischen Ideen. Beispiele hierfür finden sich vor allem in den barocken Architekturbüchern. Diese Traktate neigen zudem zur Allegorisierung der Baukunst sowie zur Überhöhung der Bauherrn und Architekten. So ordnet Paulus Decker im Jahre 1711 der Architektur als der vornehmsten Kunst die Malerei und Bildhauerei nur unter, denn Bilder und Skulpturen dienten dem Bau und nicht umgekehrt (s. Abb. auf S. 27).

# Anatomiehörsaal erstrahlt in neuem Glanz



Das 1956 fertiggestellte Institut für Anatomie wurde nach fast 50jähriger ununterbrochener Nutzung jetzt zu großen Teilen saniert und modernisiert. Nunmehr erstrahlen Hörsaal, ein Präpariersaal für 220 Studenten, ein neu eingerichteter Bereich

für die Elektronenmikroskopie, eine kompakte Raumgruppe für Plastination und Makroskopie sowie neuen Räume für die Anatomische Sammlung in neuem Glanze. Bund und Land stellten dafür 5,74 Millionen Euro zur Verfügung.

Bei der Restaurierung des Gebäudekomplexes mussten denkmalpflegerische Ansätze mit den Vorstellungen an eine zeitgemäße universitäre Nutzung in Übereinstimmung gebracht werden.

**Foto: Armin Kühne**

# Fette Amis, teuflische Deutsche

## „Der Feind im Kopf“ – das neueste Projekt des Leipziger Kreises

Von Ulrike Jacob

„Die Menschen werden zu Bettlern und Dieben. Das Essen, nach dem sich endlose Schlangen anstellen, ist wie Schweinefutter. Alle sind erbärmlich mager, bloß die Amis sind fett und spotten über die langen Reihen.“ Ein Zitat aus einem Leipziger Tagebuch im Juni 1945. Eine Kritik an den Besatzungsmächten. Ein typisches Beispiel für die Beschreibung eines Feindbildes in der Nachkriegszeit.

Solche Feindbilddarstellungen haben die Nachwuchsakademiker und -künstler des Leipziger Kreises zwei Jahre lang untersucht. Die Umbruchszeit 1945–47 und die Gegenwart stehen im Vordergrund des Projekts „Der Feind im Kopf“. Drei wissenschaftliche Studien widmen sich der Nachkriegszeit in Deutschland. Exemplarisch wurden Parteien, Tageszeitungen in Frankfurt und Leipzig und Tagebücher Leipziger Bürger auf die Artikulation von Feindbildern hin untersucht. Die Historikerin Katja Naumann meint zu ihrer Tagebuchstudie: „Feindbilder wie der Eigennutz der Bevölkerung, die Entnazifizierung und der Wechsel der Besatzungsmacht tauchen in allen Quellen auf, wenn auch nicht immer als direkte Kritik.“ Die Passagen dazu reichen von „Neid und Missgunst überall“ über „Hitler, dieser Satan“ bis hin zu „die tierischen Gesichter der Asiaten“.

Auch in den Tageszeitungen dominieren Feindbilder wie Nationalsozialismus, Besatzungsmächte und Kapitalismus durch Aussagen wie „Der Feind der Demokratie ist der Großbesitz“ oder „Was damals die Generäle waren, das sind heute die Nazi-Industriellen.“ Hinzu kommt die Bedrohung durch Schieber und Schwarzmarkthändler. Bei den untersuchten Zeitungen fiel auch auf, dass Feindbilder sehr von den unterschiedlichen politischen Umständen abhängen, d. h. von der amerikanischen bzw. russischen Besatzungsmacht in Frankfurt und Leipzig.



**Gemälde für den „Feinbild-Verleih“:  
Edmund Stoiber, gemalt von Verena  
Landau.                      Repro: Leipziger Kreis**

Der Leipziger Kreis versteht sich als ein offenes Forum von Studierenden und Promovierenden. Er befasst sich mit Fragen der Kultur, Gesellschaft und Zeitgeschichte. Künstlerische und wissenschaftliche Studien nähern sich dem jeweiligen Thema, wodurch verschiedene Sichtweisen ermöglicht werden.

Das neueste Projekt des Leipziger Kreises trägt den Titel „Der Feind im Kopf“. Die Ergebnisse präsentierte die Gruppe im März im Rahmen einer Tagung und einer Ausstellung in der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Die Publikation „Der Feind im Kopf. Künstlerische Zugänge und wissenschaftliche Analysen zu Feindbildern“ ist im Leipziger Universitätsverlag erschienen und kostet 30 € (ISBN 3-86583-045-5).

In zwei weiteren Studien wurden „die Deutschen“ als Feindbild beleuchtet. Bei der Untersuchung polnischer Liedtexte wird eine sehr lange und klare Tradition dieses Feindbildes durch Begriffe wie „Ungeziefer“, „Hund“ oder „Teufel“ deutlich, wohingegen in dem Roman des Bulgaren Dimitar Dimov gattungsbedingt kaum Spuren zu finden sind.

Die sieben künstlerischen Projekte haben einen ganz anderen Zugang zum Phänomen Feindbild und bewegen sich thematisch in der Gegenwart. Durch verschiedene künstlerische Techniken wie Malerei, Video, Wandarbeit und Fotografie nähern sich die Künstler der Bildhaftigkeit des Feindbildes. So etwa fotografierte der Künstler Andreas Böhmig auf Demonstrationen und untersuchte, wie in den Medien durch bestimmte Fotos Feindbilder entstehen. Ein anderes interessantes Projekt ist der „Feindbild-Verleih“ von Verena Landau. Sie hat Gemälde von Politikern oder Managern an Freunde und Bekannte verliehen, die sie sich in die eigene Wohnung hängen sollten. Auf diese Weise mussten sich die Protagonisten tagtäglich mit ihrem jeweiligen Feindbild auseinandersetzen und zwangsläufig mit der Familie und Besuchern darüber diskutieren.

Thomas Klemm, der die künstlerischen Projekte betreut hat, meint: „In der Kunst zählt nicht die wissenschaftliche Definition, sondern die individuelle und emotionale Rezeption des Betrachters. In der Wissenschaft ist dieser Freiraum nicht da.“ Es ist dem Betrachter und Leser somit überlassen, die Eindrücke auf sich wirken zu lassen und sich seinen eigenen Feindbildbegriff zu schaffen.

Weitere Informationen:

- im Internet: [www.leipziger-kreis.de](http://www.leipziger-kreis.de)
- im *Uni-Journal* 6/2002, S. 27



Rauchen in der Uni? Nicht mehr in Freiburg. Die Uni-Leitung verbannte im Januar die Glimmstängel aus Fluren, Hörsälen und Büros. Die Universitäten in Stuttgart und Hohenheim haben angekündigt, es den Freiburgern gleich zu tun. „Raucher raus“ heißt es bereits seit 2003 an der Uni Ulm, dem Vorreiter im Kampf gegen den blauen Dunst. Im gleichen Jahr forderte der „Arbeitskreis Gesundheitsfördernde Hochschulen“ dazu auf, für rauchfreie Hochschulen zu sorgen. Im vergangenen Jahr schließlich startete Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt die Kampagne „Rauchfrei 2004“.

Währenddessen ist unsere Uni offensichtlich auch 2005 weit davon entfernt, eine nikotinfreie Zone zu sein. Zwar gibt es auch hier Bereiche, in denen striktes Rauchverbot herrscht. Aber es gibt auch Extreme, die einen schaudern lassen. Aus zuverlässigen Quellen erfuhr das *Uni-Journal* von Leipziger Lehrkräften, die regelmäßig während der Vorlesung rauchen! Und es kommt noch besser: Ein Student berichtete, während eines Prüfungsgesprächs von einem Pfeife rauchenden Professor (Vorbild: Ernst Bloch) und seinem zigarettenabhängigen Assistenten regelrecht vernebelt worden zu sein.

Okay, das mag Vorteile haben. Der prüfende Prof ist ruhig gestellt und fragt nicht mehr nervös und ziellos in den Raum hinein. Zudem lässt er sich potenziell mit exquisitem Tabak bestechen. Auch beschleunigt die Raucherrei den Generationenwandel in der Professorenschaft.

Aber was ist, wenn auch die Studierenden zukünftig in Vorlesung und Prüfung rauchen wollen? Oder nicht-rauchende Studierende, die zu mit-rauchenden Prüflingen wurden, die Uni verklagen?

Brauchen wir etwa abgeteilte Nicht-raucherbereiche nicht mehr nur in Restaurants, sondern auch in Hörsälen? Muss jedes Institut gesonderte Raucher- und Nichtraucherprüfungen anbieten?

Nein, es darf einfach keinen Tabak-Qualm in den Räumen geben. Das sollte auch jedem Professor klar sein. Schließlich braucht er freie Sicht. Denn vor sich will er Köpfe rauchen sehen.

*Carsten Heckmann*

## Neue Wohnbörse im Internet

Die leidige Zimmersuche für Studierende könnte jetzt leichter werden. Im „Haus der fünf Kontinente“ (HFK), einem virtuellen Informationsportal für ausländische Studierende, gibt es seit Februar eine kostenlose Wohnbörse. Unterstützt wird das Projekt vom Service-Point in der Goethestraße und dem Studentenwerk.

Die neue Wohnbörse, in der jeder inserieren kann, richtet sich an alle Studierenden und Studienbewerber der Universität Leipzig und kann bis zu 15 000 Anzeigen aufnehmen. Die Vorteile: Interessenten, die Angebote oder Gesuche für Zimmer und Wohnungen inserieren, können diese Anzeigen jederzeit verlängern, verändern oder löschen. Zudem erscheint die Anzeige in realer Zeit, sie wird also sofort auf dem Bildschirm sichtbar. Wer möchte, kann bei der Suche auch ganz gezielt gewünschte Details wie Badewanne, Balkon, Lage etc. angeben. Die Anzeigen sind nach bestimmten Kriterien wie etwa Zimmergröße oder Preisen geordnet.

Die vom HFK dafür entwickelte Software ist bisher einmalig in Deutschland. Andere

Universitäten sollen das „Leipziger Modell“ übernehmen und ihren eigenen Bedürfnissen anpassen können. Diese Bedingung kommt vom DAAD, der das Projekt fördert.

Für das Jahr 2006 ist im „Haus der fünf Kontinente“ ein weiteres Projekt, der sogenannte Unipark, geplant. Im virtuellen Park können Studierende Partner für gemeinsame Kultur- und Freizeitaktivitäten treffen und ein Kalender soll Auskunft über alle kulturellen Veranstaltungen rund um die Uni geben.

Ob das neue Projekt realisiert werden kann, ist noch unklar. Die drei studentischen Hilfskräfte des HFK, die neben der Wohnbörse die Informationsseiten der Homepage betreuen und Sprechzeiten für die Beratung ausländischer Studierender anbieten, haben eigentlich schon alle Hände voll zu tun. Neue Mitstreiter sind deswegen jederzeit willkommen. *U. J.*

Weitere Informationen im Internet: [www.uni-leipzig.de/~hfk](http://www.uni-leipzig.de/~hfk) und im *Uni-Journal* 1/2004, S. 25

## Telefonkonferenz bei „Campus“

Ein kurzes Knacken in der Leitung. Dann eine Frauenstimme: „Please enter your entry code.“ Nun noch den Code eingetippt, den Namen genannt und schon ist man mitten drin – in der Telefonkonferenz. Das Seminar „Lehrredaktion Print“ vom Institut für Journalistik, die die regelmäßig in der „Leipziger Volkszeitung“ erscheinende Hochschulseite „Campus“ betreut, hat im Wintersemester erstmals von dieser Kommunikationstechnik Gebrauch gemacht.

Die auch Audiokonferenz genannte Methode ist in der Geschäftswelt bereits fest etabliert, die Organisation denkbar einfach. Über einen Anbieter wird eine Telefonnummer zur Verfügung gestellt, mittels derer unbegrenzt viele Teilnehmer gleichzeitig miteinander telefonieren können – was laut Anbieter „British Telecom“ Zeit und Reisekosten sparen soll. Die Telefonkonferenz der „Campus“-Redaktion mit Hilfe des britischen Unternehmens war für die Seminaristen zwar ein Novum. Über den Nutzen dieser Diskussion via Telefon waren sich jedoch alle einig.

Insgesamt acht Zeitungsseiten produzieren die angehenden Journalisten innerhalb ei-

nes Semesters für die „Leipziger Volkszeitung“. Gemeinsam legen die sie Themen und Aufbau der „Campus“-Seiten fest. Dies geschieht unter anderem auf zwei wöchentlichen Redaktionstreffen. Der Produktionstermin für die achte und letzte „Campus“-Ausgabe fiel in den März. Mehr als die Hälfte der Redakteure weilte nicht mehr in Leipzig. Und auch Seminarleiterin Dr. Sonja Kretzschmar war bereits an ihre Heimat-Universität Münster zurückgekehrt. Entsprechend musste nach Alternativen für die Redaktionstreffen gesucht werden. Sonja Kretzschmar schlug daher eine Telefonkonferenz vor, innerhalb derer die gesamte letzte Seite fertig geplant werden sollte. Eine solche Konferenz sei schneller und effizienter als der langwierige Austausch per E-Mail.

Und so fanden sich die neun Teilnehmer in der „Campus“-Telefonkonferenz wieder und konnten alle wichtigen Fragen zur achten Ausgabe klären. Weitere Treffen waren unnötig geworden. Bereits nach einer knappen Stunde endete die Sitzung mit einem freundlichen „You have left the conference“.

*Beeke Laue, Institut für Amerikanistik*

# Wer wird Polonär?

## Studenteninitiative „apropos polen:“ vermittelt seriös und unterhaltsam Wissen übers Nachbarland

Im Sommer geht es um die Wurst. Um die polnische Wurst. Sie wird eine Hauptrolle spielen bei „apropos polen:“, einer Initiative von Leipziger Slawistik-Studenten. Seit drei Jahren engagieren sie sich dafür, ein lebendiges und weit gefächertes Bild vom Nachbarland Polen zu vermitteln. Einmal pro Monat finden in Zusammenarbeit mit dem Polnischen Institut und dem Institut für Slawistik Veranstaltungen zu polnischer Kultur, Gesellschaft und Politik statt. Die Polonistikstudenten Rainer Mende und Karoline Gil berichten im *Uni-Journal* über die Hintergründe.

### Welche Idee steckt hinter „apropos polen:“?

**Mende:** Angedacht war anfangs eine Art Stammtisch mit etwas Programm, was dann aber sehr schnell größer wurde. Die Grundidee ist, das Programm des Polnischen Instituts zu ergänzen und Veranstaltungen auf einem Niveau zu machen, die vor allem junge Leute ansprechen. Und explizit nicht nur für Polonisten, sondern für Menschen ohne Vorkenntnisse, die einfach neugierig sind.

**Gil:** Dass hat auch geklappt, so dass nicht nur das Stammpublikum kam, sondern je nach Veranstaltung Studenten aller Fachrichtungen.

### Gibt es thematische Schwerpunkte?

**Gil:** Wir haben keinen konkreten Plan, den wir immer abhandeln. Meist ergibt sich nach Absprache, was im Moment von Interesse ist.

**Mende:** Insgesamt, könnte man vielleicht sagen, gibt es den Schwerpunkt Kultur, da Geschichte und Politik über das Polnische Institut recht gut abgedeckt werden. In den letzten zwei Jahren haben wir auch etwas alternative Kultur als Gegengewicht gemacht, wie das Vorstellen polnischer Kochkünste.

### Was war für euch bisher der Höhepunkt in der Geschichte von „apropos polen:“?

**Gil:** Für mich hat jede Veranstaltung etwas Neues zu bieten, wie etwa die Quizshow



Rainer Mende und Karoline Gil bereiten die nächste Veranstaltung vor.  
Foto: Ulrike Jacob

„Wer wird Polonär?“ oder der deutsch-tschechisch-polnische Biervergleich. Oder aber Abende mit Lesungen, Konzerten und Gesprächen.

**Mende:** Für mich war ein kleiner Triumph die Veranstaltung mit Krzysztof Wojciechowski, dem Chef vom Kollegium Polonicum in Frankfurt/Oder. Der hat ein Buch über seine Sicht auf die Deutschen geschrieben und war dann selber überrollt, als 120 Besucher ins Polnische Institut kamen, und nicht nur 30 wie in seiner eigenen Heimatstadt.

### Wie ist die Zusammenarbeit mit der Universität und dem Polnischen Institut?

**Mende:** Der Raum sowie die technischen und personellen Möglichkeiten werden vom Polnischen Institut gestellt. So können wir etwa mit dessen Hilfe gute Plakate machen. Eine riesige Entlastung ist auch das Gästezimmer im Institut. Von Seiten der Universität wirken Dozenten der Slawistik teilweise bei den Veranstaltungen mit und machen in den Lehrveranstaltungen Werbung.

**Gil:** Nach Bekanntheitsgrad des Gastes unterstützt uns das Polnische Institut auch finanziell. Es gibt also wirklich gute Kon-

takte zum Polnischen Institut und zur Slawistik.

### Wie schafft ihr das ganze Organisatorische neben dem Studium?

**Mende:** Ein großer Teil der Freizeit geht dabei drauf. Wir machen es aber aus eigenem Antrieb und so sehe ich es auch nicht als Verlust. Es gibt auch immer eine Handvoll Leute, die auf Anfrage mitarbeiten, was bei dem großen Publikum mittlerweile auch nötig ist. Karoline ist jetzt sozusagen die Chefin und ich bin einer der Gründer. Ich habe es die ersten zwei Jahre geleitet und bin jetzt wegen der Promotion etwas zurückgetreten.

**Gil:** Es erfordert sehr viel Engagement. Wir stehen auch im Programm vom Polnischen Institut und müssen somit die Veranstaltungen immer drei Monate vorher bekannt geben. Es macht mir viel Spaß und ich denke, dass ich auch später in diesem Bereich arbeiten werde.

### Welcher Höhepunkt steht als Nächstes auf dem Programm?

**Mende:** Ich freue mich schon auf eine Sache im Juni, die richtig den Geist von „apropos polen:“ atmet. Es gibt in Leipzig einen polnischen Händler, der auf dem Wochenmarkt polnische Wurst und Spezialitäten verkauft. Mit dem soll eine Wurstverkostung gemacht werden und dabei unterhalten wir uns über das Besondere der polnischen Wurst und die Arbeitsmarktsituation des Händlers in Deutschland.

**Gil:** Die nächste Veranstaltung ist am 26. April zur Zukunft der Polonistik und zu Arbeitschancen für Polonisten.

**Mende:** Mich persönlich freut auch sehr, dass wir in Zusammenarbeit mit der Uni eine Filmreihe machen können. Wir haben Filme für die Uni eingekauft und zeigen jetzt alle zwei Wochen einen polnischen Film, von Klassikern aus der Nachkriegszeit bis zu ganz frischen Filmen.

Interview: Ulrike Jacob

Weitere Informationen im Internet:  
[www.apropospolen.de](http://www.apropospolen.de)



# Mutig, hartnäckig, liebenswert

## Trauer um Volker Bigl

Die Universität trauert um Volker Bigl, ihren Rektor der Jahre 1997 bis 2003. Am 24. März 2005 war Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Bigl nach schwerer Krankheit im Alter von 63 Jahren verstorben. Mit seinem aufopferungsvollen Wirken hat er wesentlich dazu beigetragen, dass die Universität Leipzig den Weg in die Gruppe der angesehenen deutschen Universitäten erfolgreich fortgesetzt hat.

Bei einem Trauergottesdienst in der Nikolaikirche unterstrich sein Nachfolger Prof. Dr. Franz Häuser: „Mit Professor Bigl hat die Universität nicht nur einen herausragenden Wissenschaftler, sondern auch einen vorbildlichen und mutigen Streiter für die akademische Selbstverwaltung verloren. Uns allen stehen die fast sechs Jahre seines Rektorats noch lebhaft vor Augen, und viele von uns verbindet aus dieser Zeit die Erinnerung an ganz besondere Begegnungen, die uns sein verbindliches und zurückhaltendes, aber auch zielstrebiges und pflichtbewusstes Wesen näher bringt. So hat er auf ganz eigene Weise dem Amt des Rektors Würde und Glanz verliehen.“

In seiner Predigt im Gedenkgottesdienst verwies der Landesbischof Thüringens und frühere Prorektor der Universität Leipzig, Prof. Dr. Christoph Kähler, darauf, dass Volker Bigl seinen Weg in der Wissenschaft ohne politische Zugeständnisse und ohne Rückzug aus seiner Heimat in der evangelischen Kirche gegangen ist. Diese „verlässliche Bereitschaft, die wissenschaftlichen Aufgaben rein sachlich zu verfolgen, als Mensch sichtbar und bei seinen Überzeugungen zu bleiben“, haben ihn besonders ausgezeichnet.

Über 40 Jahre war sein Lebensweg mit der Universität Leipzig eng verbunden. Aus dem Medizin-Studenten Volker Bigl wurde ein international renommierter Hirnforscher, Ehrendoktor der Ohio University in Athens, USA, Ehrenprofessor der Universität San Marcos in Lima, Peru. Er war Mitglied in zahlreichen nationalen und internationalen Fachgesellschaften seines Fachgebietes und als Gutachter der Deutschen



Altrector Volker Bigl.

Foto: Armin Kühne

Forschungsgemeinschaft, des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie mehrerer Fachzeitschriften tätig. 1992 zum Professor für Neurochemie berufen, war er seit 1993 Direktor des Paul-Flechsig-Instituts für Hirnforschung. Sein Hauptforschungsgebiet war mit neurobiologischen Aspekten des menschlichen Alterns und des geistigen Leistungsversagens zu umreißen. In den Jahren nach dem politischen Umbruch und als Dekan der Medizinischen Fakultät von 1995 bis 1997 beteiligte er sich aktiv an deren Neuaufbau, insbesondere bei der Etablierung und Leitung von neuen Forschungsstrukturen. Von 1997 bis 2003 übte er das Amt des Rektors aus – als Primus inter paris, der die Anerkennung, Achtung, ja Zuneigung der Kollegen, Mitarbeiter, Doktoranden und nicht zuletzt der Studierenden, die ihn tief verehrten, besaß. In dieser Rektoratszeit ist der Name Volker Bigls mit der Neubelebung der alten Idee der Universitas litterarum verbunden, die den Erhalt der großen Fächervielfalt ebenso einschloss wie die Förderung neuer innovativer Entwicklungen in den angewandten Naturwissen-

schaften, nicht zuletzt von Biomedizin und Biotechnologie. Sein Engagement galt auch dem Ausbau der Internationalisierung der Universität und insgesamt ihrer weiteren Öffnung nach außen. Sein Credo war, in der Welt von heute, wie er sagte, „die Universität als verwirklichte Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden über ihren Ausbildungsauftrag hinaus wieder zur Stätte der geistigen Auseinandersetzung mit den Fragen der Zeit“ zu machen.

Von Dezember 2000 bis März 2003 übte Professor Bigl den Vorsitz in der sächsischen Landeshochschulkonferenz aus, in der er durch seine Souveränität, seinen akademischen Anspruch, die Verlässlichkeit seines Wortes und die natürliche Würde, mit der er die Interessen aller Hochschulen selbstbewusst vertrat, die Wertschätzung seiner Amtskollegen gewann. Am 30. Januar 2003 war er vom Amt des Rektors der Universität Leipzig zurückgetreten, weil die Sächsische Staatsregierung die gemeinsam vereinbarten Grundsätze über die Errichtung des Neubaus des innerstädtischen Campus einseitig aufgegeben hatte. Dieser Schritt hat in der Öffentlichkeit nicht nur große Aufmerksamkeit, sondern einen starken Zuspruch erfahren, weil er zu Recht als ein Zeichen für die politische Kultur in unserem Lande und die Bewahrung von Glaubwürdigkeit und Integrität gewertet wurde.

Bei aller Verbindlichkeit und Freundlichkeit – Volker Bigl konnte ein hartnäckiger, durchaus unbequemer Mann sein, wenn er falsche Weichenstellungen auf der Landesebene, Stichwort Stellenreduzierungen, oder Zögerlichkeiten in der Universität selbst bei notwendigen Schwerpunktbildungen und Umstrukturierungen nicht hinnehmen wollte.

Wer Prof. Bigl „im Dienst“ erlebt hat, wird vor allem seine Analysefähigkeit, sein Vorwärtsdrängen, sein Variieren zwischen Geduld und Ungeduld in der Diskussion zu schätzen gewusst haben. Nicht wenige Kollegen haben aber auch den liebenswerten, unprätentiösen Menschen Volker Bigl kennen gelernt, der in der Leipziger Professorenmannschaft Fußball spielte (leider im Uni-Bund ohne Erfolg) oder mit den Mitarbeitern des Rektorats wanderte, Rad fuhr oder kegelte ging.

Zu Jahresbeginn 2004 wurde Volker Bigl in das Amt des Präsidenten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewählt, das er aber noch im gleichen Jahr wegen seiner Erkrankung aufgeben musste.

Volker Schulte

## Urologe Dorschner verstorben



Am 13. März verstarb nach schwerer Krankheit im Alter von 62 Jahren Prof. Dr. med. habil. Wolfgang Dorschner, Direktor der Klinik und Poliklinik für Urologie am Universitätsklinikum Leipzig.

Mit seinem auf die Förderung des wissenschaftlichen und ärztlichen Nachwuchses ausgerichteten Führungsstil konnte sich seine Klinik zu einem Zentrum für innovative Operationstechniken von internationalem Format entwickeln.

1942 in den Sudeten geboren, ging er in Penig und Rochlitz zur Schule, studierte Humanmedizin in Leipzig und verschrieb sich nach seiner Promotion mit Summa cum laude im Jahre 1970 der Wissenschaft. Er entdeckte als erster die strukturelle Eigenständigkeit des Verschlussapparates der Harnblase sowie der Harnröhre und legte damit die Grundlage für ein neues Verständnis von Kontinenz und Miktion als Voraussetzung für die erfolgreiche Be-

handlung seiner Patienten. Schon bald nach der Anerkennung als Facharzt 1974 leitete er zehn Jahre eine Station der Klinik bevor er 1984 zum stellvertretenden Klinikdirektor ernannt wurde. 1992/93 übernahm er während einer längeren Erkrankung seines von ihm verehrten Chefs Prof. Ferdinand Dieterich zunächst kommissarisch das Direktorat. Nach seiner Ernennung zum Universitätsprofessor für Urologie 1997 erfolgte im gleichen Jahr die Bestellung zum Direktor.

Zahlreiche Publikationen, Ehrungen und Preise zeugen von seiner Anerkennung in Fachkreisen. Sein Forscherleben war geprägt von einer unbeirrbaren Ausdauer und der konsequenten Erarbeitung der Grundlagen zur Funktion des unteren Harntraktes. In der wissenschaftlichen Diskussion zeichnete sich Prof. Wolfgang Dorschner durch seine streitbare Argumentation und seine große fachliche Kompetenz aus. Besondere Wertschätzung erlangte er als Präsident der Sächsischen und der Südostdeutschen Gesellschaft für Urologie sowie durch seine Berufung in die New York Academie of Science. *Dr. Bärbel Adams*

## Hirnforscher Winkelmann verstorben



Am 22. Januar 2005 verstarb fünf Tage vor seinem 74. Geburtstag der Leipziger Hirnforscher Prof. Dr. med. habil. Ernst Winkelmann. Winkelmann war von 1975 bis 1996 Leiter der Abteilung Neuroanatomie des Paul-Flechsig-Institutes für Hirnforschung der Universität Leipzig sowie seit 1992 Herausgeber des „Journal of Brain Research“.

1973 kam Winkelmann von Berlin nach Leipzig. Hier wurde er im 1975 gegrün-

deten Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung Leiter der Abteilung Neuroanatomie. Im gleichen Jahr erfolgte die Ernennung zum Professor für Neuroanatomie, dem 1. Lehrstuhl für Neuroanatomie in der DDR.

Winkelmann war aktiv im Vorstand der Gesellschaft für Experimentelle Medizin und der Gesellschaft für Neurowissenschaften tätig. Er war Mitglied

der Gesellschaft für Anatomie und der International Brain Research Organization. 1992 wurde Prof. Winkelmann auf Grund seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina berufen.

Im Herbst 1996 ging er für zwei Jahre nach Phitsanulok in Thailand, um dort beim Aufbau der Medizinischen Fakultät der Naresuan-Universität zu helfen.

*Dr. Bärbel Adams*

## Kurz gefasst

Die Biowissenschaftlerin **Prof. Dr. Andrea Robitzki** wurde erneut zur Vorstandssprecherin des Biotechnologisch-Biomedizinischen Zentrums (BBZ) der Universität Leipzig in der BIO CITY gewählt. Stellvertreter wurde der Veterinärmediziner **Prof. Dr. Manfred Blessing**.

Zuvor hatte Robitzki eine positive Bilanz der Zeit seit Gründung des BBZ im Februar 2003 gezogen. Seit Ende 2004 sind alle sechs Professuren besetzt. Auch die sechs wissenschaftlichen Nachwuchsgruppen haben eigene Forschungsteams entwickelt, Kooperationen aufgebaut und erfolgreich Drittmittel eingeworben (das *Uni-Journal* berichtete). Die Ausgründung eines Unternehmens ist auf den Weg gebracht.

**Prof. Dr. Klaus Lange**, Inhaber der Professur für Statistik an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, ist mit Ablauf des Wintersemesters in den Ruhestand getreten. In seiner Abschiedsvorlesung mit dem Titel „Wirtschaft und Bevölkerung“ im Großen Hörsaal an der Jahnallee gewährte er im Februar zahlreichen geladenen Gästen und Studenten Einblicke in einen Schwerpunkt seiner Forschung. Rektor Prof. Dr. Franz Häuser, Dekan Prof. Dr. Rolf Hasse und Prof. Dr. Ullrich Heilemann würdigten die Leistungen Langes, darunter die Gründung des Deutsch-Französischen Doppeldiplom-Studienganges.

Lange hatte in Leipzig Binnenhandel studiert und war nach der Arbeit als wissenschaftlicher Assistent diverser Einrichtungen 1984 als ordentlicher Professor des Fachgebiets Statistik der Sektion Wirtschaftswissenschaften an die Karl-Marx-Universität berufen worden.

**PD Dr. Dr. Georg Schuppener** hat von der Fritz-Thyssen-Stiftung ein Herzog-Ernst-Stipendium an der Forschungsbibliothek Gotha erhalten. Er wird dort zum Thema „Frühneuhochdeutsche Fachsprache der Mathematik“ forschen.

Im Rahmen des 3. Leipziger Tierärztekongresses verlieh der Präsident der Sächsischen Landestierärztekammer Dr. med. vet. Hans-Georg Möckel an **Prof. Dr. med. vet. habil. Jürgen Gropp** und **Prof. Dr. med. vet. Eberhard Grün** in Anerkennung und Würdigung für besondere Verdienste um das Ansehen und die Entwicklung des tierärztlichen Berufes die Ver-

dienstmedaille der Sächsischen Landes-tierärztekammer. In der Begründung hieß es u. a.: „Als Prodekan und Dekan prägte Prof. Gropp mit exzellentem persönlichen Einsatz, dem ihm eigenen nüchternen Sinn für Realität und hartnäckiger Diplomatie die Entwicklung der Veterinärmedizinischen Fakultät zu einer modernen, zukunftsorientierten Bildungsstätte.“ Und: „Prof. Grün, Vizepräsident der Sächsischen Landestierärztekammer, engagierte sich nach der politischen Wende mit höchstem persönlichen Einsatz bei der demokratischen Neugestaltung der Veterinärmedizinischen Fakultät sowie dem Aufbau und der weiteren Entwicklung neuer Strukturen der Selbstverwaltung des tierärztlichen Berufsstandes im Freistaat Sachsen“.

Seit 1. 1. 05 ist **Prof. Dr. Elmar Brähler**, Leiter der Abteilung Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie an der Medizinischen Fakultät, Herausgeber der Zeitschrift „Psychosomatik Psychotherapie Medizinische Psychologie“. Ebenfalls seit 1. 1. fungiert Brähler als wissenschaftlicher Beirat der vom Max-Planck-Institut in Rostock herausgegebenen Internet-Zeitschrift „Demographic Research“ sowie als Herausgeber der Zeitschrift „Psychosocial Medicine“, die unter dem Dach der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften als Unterzeitschrift der „German Medical Science“ im Internet veröffentlicht wird.

**Prof. Dr. med. Uwe-Frithjof Haustein**, em. Direktor der Klinik und Poliklinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie der Universität Leipzig, wurde für drei Jahre zum Präsidenten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

**Dr. med. Daniel Teupser**, Institut für Laboratoriumsmedizin, Klinische Chemie und Molekulare Diagnostik, wurde für das Jahr 2005 wieder in die „Adjunct Faculty“ der Rockefeller University New York aufgenommen.

**Prof. Dr. Ursula G. Froster**, Direktorin des Instituts für Humangenetik und **Prof. Dr. Rolf Gebhardt**, Direktor des Instituts für Biochemie, beide Medizinische Fakultät, sind für 2005–2009 in die Kontroll- bzw. Überprüfungscommission des Instituts für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen (IMPP) gewählt worden.

## Das Recht auf Leid Gedenktafel für Hans Mayer

Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee enthüllte am 19. März auf einer gemeinsamen Veranstaltung von Universität und Rathaus am Gebäude Tschaikowskistraße 23 eine Gedenktafel für den Literaturwissenschaftler und Essayisten, den Leipziger Ehrenbürger und Ehrendoktor Hans Mayer, der von 1948 bis 1963 in der Stadt Leipzig gelebt und an ihrer Universität gewirkt hat.

In einer Rede aus diesem Anlass sagte Prof. Dr. Ludwig Stockinger vom Institut für Germanistik, Hans Mayer gehöre zu denjenigen Gestalten der Leipziger Kultur- und Universitätsgeschichte, deren Deutung immer noch einem „erinnerungspolitischen“ Kampf ausgesetzt sei. Er sei Teil einer generellen Kontroverse über die Deutung einer Epoche, die die einen als Stalinisierung der Universität erinnern, die anderen als Goldene Zeit, in der Remigranten die Konzepte der marxistischen Tradition mit undogmatischer Offenheit, Weltläufigkeit und intellektuellem Glanz vertreten haben. Für Stockingers Mayer-Bild ist wichtig, was Mayer 1975 in seinem Buch „Außenseiter“ gesagt hat und womit er die Leipziger Zeit hinter sich lässt: „Allein das ‚Prinzip Hoffnung‘ teilt mit allen Philosophien des gesellschaftlichen Optimismus ... die Missachtung des konkret leidenden Menschen zugunsten einer leidenden Menschheit.“ Der Blochschen Aufklärungsphilosophie habe Mayer die Literatur

mit ihrem Eigenrecht entgegen gesetzt. Diese behandle stets Ausnahmefälle, und alle kulturpolitischen Appelle, die – wie der Sozialistische Realismus – zur Gestaltung von kaum gebrochenen Alltagsexistenzen aufgefordert hatten, seien, so Mayer, an dieser Konstellation gescheitert. Abschließend Prof. Stockinger: „Ich hoffe, dass diese Tafel hier nicht primär dazu dienen wird, die Verklärung der fünfziger Jahre zu einer goldenen Zeit zu befördern, sondern vor allem an diese Einsicht eines Literaturwissenschaftlers und Menschen erinnern wird, der inmitten eines verordneten Optimismus das Recht der Literatur und des Literaten, vom eigenen und unvergleichlichen Leid zu sprechen, beharrlich verteidigt hat.“



**Ehrung für den Leipziger Ehrenbürger und Ehrendoktor Hans Mayer: Die Gedenktafel ist enthüllt, Professor Ludwig Stockinger spricht.**  
Foto: Armin Kühne

Zu den zahlreichen Gästen zählten neben Vertretern des öffentlichen Lebens wie Kanzler Dr. Gutjahr-Löser ehemalige Hörer, Schüler und Kollegen Hans Mayers und Künstler wie Gert Wunderlich, der die Gedenktafel schuf, oder Arnd Schultheiß, der die Ehrenbürgerschaft für Hans Mayer angeregt hatte.

*Völker Schulte*



Neu berufen:

## M. Schmidt

freut sich, frei von „Erbhöfen“ das Profil für seinen Lehrstuhl entwickeln zu können – das sei das Schöne am Neuaufbau „eines bis dato nicht, oder nur sehr rudimentär existierenden Lehrstuhls“. Gemeint ist seine Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Externe Unternehmensrechnung und Wirtschaftsprüfung. Sie ist Teil des neu gegründeten Instituts für Unternehmensrechnung und Steuerlehre, zu dem auch die Professuren von Hans Günter Rautenberg und Ralf Diedrich zählen.

„Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät ist damit bei der Ausbildung in den eng zusammengehörenden Bereichen der Rechnungslegung, des Controlling, der Steuerlehre und der Wirtschaftsprüfung hervorragend positioniert“, erklärt Matthias Schmidt. Bei entsprechender Fächerkombination seien die Berufsaussichten für Studierende sehr gut. Bereits im Sommersemester 2004 hatte der 40-Jährige zwei Lehraufträge in Leipzig. Dann folgte der Ruf auf die Professur. „Ich habe von Anfang an gespürt, dass Studierende und Kollegen großes Interesse an meiner Rufannahme hatten“, beschreibt Schmidt seine Motivation. „Wesentlich war aber auch Leipzig selbst – eine tolle Stadt.“

Schmidt kam aus Berlin, wo er seit 1994 während seiner Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent an der Humboldt-Universität seine Promotion und eine kumulative Habilitation unter Dach und Fach gebracht hatte – beides mit Themen rund um die Rechnungslegung. Zuvor hatte der gebürtige Hamburger – nach einer berufsakademischen Ausbildung zum Betriebswirt an der Wirtschaftsakademie Schleswig-Holstein – von 1989 bis 1994 an der Uni Lüneburg und an der University of Central Lancashire in Preston (Großbritannien) BWL studiert.

Privat treibt Matthias Schmidt gern und oft Sport – Jogging, Mountain Biking, Schwimmen, Skifahren. „Zudem reise ich gerne, am liebsten ans Meer.“ C. H.



Neu berufen:

## F. Schuhmacher

hat die Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Finanzierung und Investition, am Institut für Finanzen übernommen. Der 36-Jährige ist aus Aachen nach Leipzig gekommen. An der dortigen Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule arbeitete er von 2000 bis 2004 als wissenschaftlicher Assistent und Oberassistent. Während dieser Zeit habilitierte er sich zum Thema „Unternehmensfinanzierung und Produktmarkt Wettbewerb“ – seine Habilitationsschrift wurde mit dem Friedrich-Wilhelm-Preis der Hochschule ausgezeichnet. 2002 und 2003 dozierte Frank Schuhmacher an der European Business School Schloß Reichartshausen.

Im alten Jahrtausend war Bonn die Stadt, in der der Wirtschaftswissenschaftler hauptsächlich tätig war. An der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität studierte der gebürtige Saarländer (Losheim am See) von 1988 bis 1992 Volkswirtschaftslehre. Anschließend promovierte er im Rahmen eines europäischen Doktorandenprogramms in Bonn und Tel Aviv. Von 1995 bis 2000 arbeitete er in verschiedenen Positionen am Institut für Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaften der Uni Bonn.

Schuhmachers Spezialgebiete sind Finanzierung und Investition sowie Asset Management. „Die Leipziger Professur umfasst diese Gebiete. Der Lehrstuhl ist zudem gut ausgestattet, und die Stadt ist eine Metropole mit Zukunft“, umschreibt Frank Schuhmacher einige seiner Beweggründe, an die Pleiße zu ziehen. Hier möchte er nun „den Studierenden eine praxisorientierte Ausbildung auf internationalem Niveau bieten und hierbei auch die Möglichkeiten des Finanzplatzes Leipzig nutzen“.

Außerhalb seiner Spezialgebiete kennt sich Professor Schuhmacher auch in der Spieltheorie und der allgemeinen Gleichgewichtstheorie gut aus. Seine privaten Interessen liegen in den Bereichen Reisen, Musik und Sport. C. H.



Neu berufen:

## Th. Wanzek

sagt über Brücken: „Das sind Bauwerke, wo noch Ingenieure das Erscheinungsbild entscheidend prägen.“ Als Gruppenleiter in einem großen Ingenieurbüro für Bauwesen in Nürnberg hat Thorsten Wanzek sich daher sehr wohl gefühlt. Nun wird er sich in den nächsten vier Jahren wissenschaftlich unter anderem mit dem Brückenbau beschäftigen, als Inhaber des Lehrstuhls für Stahlbau und Holzbau an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.

„In meiner Zeit im Ingenieurbüro habe ich immer wieder neue junge Kollegen betreut, das hat das Interesse an der Lehre wieder geweckt“, sagt der 36-Jährige. „Zudem gibt es viele ungeklärte Fragen, die einem in der Praxis über den Weg laufen. Da gilt es, nach Lösungen zu forschen.“ So gebe es immer wieder Detailprobleme bei neuen Brücken-Typen, die heute aus wirtschaftlichen und technischen Gründen gebaut werden. Wechselnde Beanspruchungen führen dabei mitunter zu Schäden. Und schließlich gehört die Lebensdauer von Bauwerken auch zu Wanzeks Fachgebiet.

Professor Wanzek ist in Kiel geboren. Von 1988 bis 1994 studierte er Bauingenieurwesen an der Uni Hannover. Danach war er vier Jahre lang als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig, zunächst am Institut für Statik der Uni Hannover, dann am Institut für Mechanik und Statik der Bundeswehruni München. Dort promovierte er 1998 zum Thema „Theorie, Numerik und Versuche verformbarer Anschlusskonstruktionen“. Dabei ging es um die Untersuchung geschraubter Anschlüsse im Stahlbau mit Hilfe der Finite-Element-Methode (ein Verfahren zur Lösung von Differentialgleichungen) und Versuchen. Es folgte der Wechsel in die Praxis.

Und nun der Wechsel an die Pleiße – mit regelmäßigem Pendeln zur Familie nach Nürnberg. Schließlich ist Thorsten Wanzek stolzer Vater von zwei Mädchen und einem Jungen im Alter von drei bis acht Jahren. Wenig Zeit wird da wohl für seine Hobbys Handball und Tennis bleiben. C. H.



Neu  
berufen:

## U. W. Eisenecker

ist Professor für Wirtschaftsinformatik mit Schwerpunkt Softwareentwicklung für Wirtschaft und Verwaltung.

Zur Informatik kam Ulrich W. Eisenecker, so ungewöhnlich das auch klingt, über ein Studium der Germanistik und Psychologie. Ihn interessierten besonders die Statistik, die kognitive Modellierung und die symbolische Datenverarbeitung in der Linguistik. 1987 promovierte er zu Problemen der Segmentierung geschriebener Sprache. Als Wissenschaftler war er anschließend bei der Mannesmann Kienzle GmbH und beim Daimler-Benz-Forschungsinstitut in Ulm tätig. Von 1995 bis 2004 lehrte Eisenecker als Professor für Informatik an den Fachhochschulen Heidelberg und Kaiserslautern.

Auf seine neue Aufgabe freut sich der 44-Jährige sehr: „Mich reizt die Möglichkeit zu forschen. Die Voraussetzungen sind in einem universitären Umfeld weitaus günstiger als an Fachhochschulen“. Wesentlich ist ihm dabei, seine Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit auch durch Beiträge in populärwissenschaftlichen Zeitschriften zugänglich zu machen.

Prof. Eiseneckers Spezialgebiet umfasst die generative Softwareentwicklung, die Entwicklung von Softwaresystemfamilien, Merkmalmodellierung und aktive Bibliotheken. Grob gesprochen geht es darum, bei der Softwareentwicklung eine Art Fließband-Produktion von Software zu erreichen. „Software-Bibliotheken“ sind heute noch passive Sammlungen von Datentypen und Funktionen, die wiederverwendbare Funktionalität zur Verfügung stellen, die nicht Bestandteil der Programmiersprache ist. „Aktiv“ werden die Bibliotheken dann, wenn sie eine Programmiersprache erweitern und auch den Übersetzungsprozess beeinflussen.

Privat interessiert sich Eisenecker für die Astronomie, besonders die Astrofotografie. Er hört gern barocke und romantische Musik und spielt Orgel.

U. J.



Neu  
berufen:

## M. Buchmeiser

Prof. Dr. Michael R. Buchmeiser kam aus dem von Bergen umgebenen Innsbruck in die Tiefebene von Leipzig, um sich hier als C4-Professor für Technische Chemie der Polymere mit ganz anderen Oberflächen zu beschäftigen: mit funktionalen Oberflächen. Die will er erzeugen durch chemische Modifikation mit sehr großen Molekülen, vom Fachmann Polymere genannt.

Neben der Thematik von bioabbaubaren Polymeren für den Gewebersatz (Tissue Engineering, Kooperation mit Dr. Dr. Bernhard Frerich von der Klinik u. Poliklinik für Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie und mit Forschern um Prof. Augustinus Bader vom BBZ) beschäftigen sich Buchmeiser und sein Team mit katalytisch aktiven Oberflächen bzw. mit in „monolithische“ dreidimensionale Netzwerke eingebauten metallorganischen Katalysatoren, mit maßgeschneiderten, funktionalen Beschichtungen für Halbleiter sowie speziell modifizierten Oberflächen für trenntechnische Anwendungen, hier vor allem im Bereich der Life Sciences.

Seine Forschungsarbeiten führt Prof. Buchmeiser am Leibniz-Institut für Oberflächenmodifizierung e.V. Leipzig (IOM) durch, an dem er jetzt auch als stellvertretender Direktor tätig ist. Mit der Tätigkeit am IOM ist seine Berufung zum C4-Professor für Technische Chemie der Polymere an die Fakultät für Chemie und Mineralogie und die Integration des Lehrgebietes Makromolekulare Chemie in den Masterstudiengang Chemie verbunden. Damit hofft er, möglichst viele motivierte Diplomanden und Doktoranden für seine Forschungsgebiete zu begeistern.

Buchmeiser stammt aus Linz, Österreich, seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in Innsbruck, wohin er nach einem einjährigen Aufenthalt am Massachusetts Institute of Technology (USA) zurückkehrte und seit seiner Habilitation 1998 auf dem Gebiet der Makromolekularen Chemie und Polymeranalyse als außerordentlicher Universitätsprofessor tätig war. B. A.



Neu  
berufen:

## A. Berlejung

möchte die Tradition des großen Leipziger Alttestamentlers Albrecht Alt fortführen, der bis 1956 an der Theologischen Fakultät wirkte. Ihre Professur für alttestamentliche Wissenschaft hat den Schwerpunkt „Geschichte und Religionsgeschichte Israels und seine Umwelt“. Logisch, dass genau dies Angelika Berlejungs Spezialgebiet ist – neben der Archäologie und der materiellen Kultur Palästinas/Syriens, der Ikonographie und den semitischen Sprachen.

„Ich will den Wissenschafts- und Forschungsstandort Leipzig in Sachen Geschichte und Religionsgeschichte, aber auch in der biblischen Archäologie und Orientalistik stärken“, sagt die Professorin. „Und ich will natürlich Studenten für das Fach begeistern. Daher werde ich ihnen die Möglichkeit geben, an Ausgrabungen teilzunehmen und so den Studienhorizont der evangelischen Theologie zu erweitern.“

Die 44-Jährige hat selbst in ihrer Geburtsstadt Heidelberg studiert, zunächst evangelische Theologie, dann auch noch Assyriologie und Semitistik. Lehraufträge und Assistenzstellen führten sie nach Koblenz, Rostock und Fribourg (Schweiz), 1997 promovierte sie in Heidelberg zur „Theologie der Bilder“. Im Jahr darauf erhielt sie den Ruprecht-Karls-Preis der Universität Heidelberg für herausragende Leistungen in der Dissertation. 1999 wurde die Theologin Professorin für „Sprachen und Kulturen Syriens und Palästinas“ an der Universität Leuven (Belgien).

Auch außerhalb ihres Spezialgebietes hat Angelika Berlejung vielfältige wissenschaftliche Interessen, von der Kulturanthropologie und -wissenschaft über die Wissenssoziologie bis hin zu feministischen Fragestellungen. Das interdisziplinäre Arbeiten mit Anthropologen, Historikern, Archäologen und Orientalisten zählt sie zudem zu ihren privaten Interessen, wie auch die Orientreisen, bei denen sie zum Teil als wissenschaftliche Reisebegleitung fungiert. Weitere Hobbys: ihre Katzen und die Oper. C. H.



Neu  
berufen:

## Mario Mörl

Der im Dezember letzten Jahres an das Institut für Biochemie der Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie berufene C4-Professor für Biochemie und Molekularbiologie Dr. Mario Mörl arbeitet mit hochspezialisierten Proteinen namens Nucleotidyltransferasen. Dabei handelt es sich um eines der ältesten Enzyme unserer Evolution, wie sie in jedem Organismus, ob Bakterium oder Mensch, vorkommen. Mit ihrer RNA-Reifungs- sowie ihrer Reparaturfunktion sind sie lebenswichtig. Er untersucht den Reaktionsmechanismus der Nucleotidyltransferasen, indem er sie quasi in ihre Bestandteile zerlegt und beliebig wieder zusammensetzt. Dabei stellte er nicht nur fest, dass die Enzyme aus austauschbaren Modulen bestehen, sondern dass die Enzyme sich aus einem gemeinsamen Vorfahren entwickelt haben und sich im Verlaufe der Evolution ineinander umwandeln. „Dieses Erkenntnis ist wichtig für das Funktionsverständnis“, erläutert Prof. Mörl. „Sie trägt dazu bei, dem Entstehungsmechanismus bestimmter Erbkrankheiten auf die Spur zu kommen“. Zunächst aber zeigt sich darin ein entscheidender Aspekt der molekularen Evolution. Außerdem lässt dies die Funktion von Zwillingsenzymen verstehen und warum sie unterschiedliche Reaktionen katalysieren können.

Der 44-jährige Wissenschaftler kam 1999 aus München nach Leipzig und forschte hier zunächst am Institut für evolutionäre Anthropologie. Er habilitierte sich 2001 auf dem Gebiet der Molekularen Genetik und 2002 auf dem Gebiet der Biochemie. Mit seiner Berufung an das Institut für Biochemie stärkt er die Präsenz seiner Familie am Institut, denn auch seine Frau, Dr. Karin Mörl, arbeitet hier als Molekularbiologin. Seine Töchter, fünf und drei Jahre alt, sind noch zu klein für die Verstärkung des beruflichen Teams, dafür spielen sie in der Familie die Hauptrolle. Hobbies wie Volleyballspielen und Skifahren müssen da zurückstehen.

B. A.

## NOMEN

Gleich mit zwei spannenden Namen hat sich Prof. Dr. Jürgen Udolph diesmal beschäftigt: „Berlejung“ und „Mörl“

Unter 40 Millionen Teilnehmern (Stand: 1998; neuere CD-ROMs sind aus Datenschutzgründen schlecht zu verarbeiten) ist der Name in Deutschland ca. 30-mal bezeugt. Sein Zentrum ist eindeutig der Raum um Mannheim und Heidelberg.

Südwestdeutschland bildet auch den Schwerpunkt bei älteren Familienbelegen aus der Datei der Mormonen (familysearch.org). Vor allem die Pfalz ist Heimat des Namens, so etwa 1840 in Mackenbach, 1850 in Weilerbach, 1860 in Landstuhl.

Es handelt sich sehr wahrscheinlich um eine Eindeutschung eines französischen Namens. Dafür sprechen sowohl die Streuung wie auch das spärliche Vorkommen. In Frage kommt am ehesten eine Ableitung von einem Ortsnamen, wahrscheinlich *Berling* bei Phalsbourg (Dép. Moselle), vielleicht aber auch *Berlingen* bei Trier. Dieser Ortsname ist nach M. Morlet, Dictionnaire étymologique des noms de famille, auch die Grundlage für Familiennamen wie *Birling*, *Birlinger*.

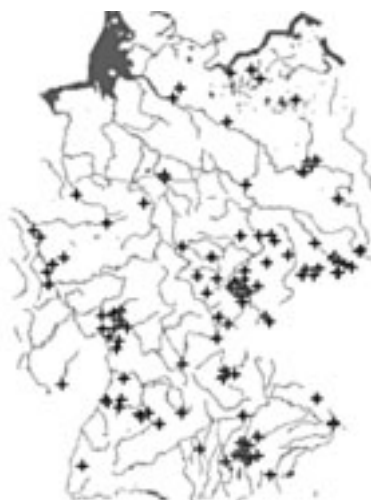
Grundlage der Ortsnamen ist jeweils ein althochdeutscher Personenname *Beril-*, an

den das Suffix *-ing-* angetreten ist, etwa im Sinn von „Siedlung der Sippe eines *Berilo*“.

207-mal ist der Familienname *Mörl* auf der Telefon-CD Deutschlands verzeichnet, daneben existiert auch die Variante *Möhrle* (26-mal).

Die Verbreitung ist für die Deutung wichtig; sie zeigt, dass der Name vor allem in Ostthüringen und Sachsen häufig ist. Die süddeutschen Belege sind wohl auf Auswanderungen zurückzuführen.

Die deutsche Namenforschung ist sich bei der Beurteilung dieses Namens weitgehend einig: Es liegt ein alter Personenname zugrunde, der mit einem *-l*-Element (Suffix) erweitert ist, wie etwa *Bübel* zu *Bube*, *Blümel* zu *Blume* usw. Auszugehen ist daher wohl von einer Grundform *Moril-*, wahrscheinlich *Morila*. Die Basis *Mor-* ist zu verbinden mit mittelhochdeutsch *mōr(e)* „Mohr“, wahrscheinlich nach der schwarzen Haarfarbe des ersten Namensträgers. In Süddeutschland entspricht diesem Namen meist *Mörle*, *Möhrle*.



Der Name „Mörl“ (linke Karte) ist vor allem in Ostthüringen und Sachsen verbreitet, die Variante „Mörle“ (rechte Karte) vor allem in Süddeutschland.

# Umberto Eco wartet schon

## Bibliotheksdirektor Henschke verabschiedet / Abkommen zum Codex Sinaiticus unterzeichnet

Von Carsten Heckmann

„Es war so etwas wie das Ausrufezeichen hinter meiner Leipziger Tätigkeit“, sagte Dr. Ekkehard Henschke. Am 9. März schlossen die Leipziger Universitätsbibliothek, die British Library (London), das St.-Katharinen-Kloster auf dem Sinai und die Russische Nationalbibliothek (St. Petersburg) in London ein Partnerschaftsabkommen. Der Inhalt: Die an diesen vier Orten lagernden Teile des Codex Sinaiticus, einer der ältesten Abschriften der Bibel, sollen bis 2009 digitalisiert und in einer Datenbank zusammengeführt werden (das *Uni-Journal* berichtete erstmals im Dezember 2003).

Die Buchmesse und seine Abschiedsfeier standen noch aus, doch an diesem Tag wusste Henschke: Es ist vollbracht. Ein

weiterer, ein letzter Höhepunkt seiner Zeit als Direktor der Universitätsbibliothek, die am 31. März endete. Nun wird der 65-Jährige nicht mehr täglich das imposante Gebäude in der Beethovenstraße betreten, um die breite Treppe empor zu schreiten, statt den Aufzug zu nehmen. „Diesen Anblick habe ich jeden Tag aufs Neue genossen“, sagt Henschke.

Er hatte großen Anteil daran, dass er ihn genießen konnte. Denn das größte Projekt seiner Amtszeit war zweifelsohne der Wiederaufbau der zu zwei Dritteln zerstörten Bibliotheca Albertina. Am 2. Mai 1992 hatte Henschke, aus Stuttgart kommend, ein Büro im noch einigermaßen erhaltenen Westflügel der Bibliothek bezogen. „In einer Ruine also – das war schon hart“, er-

innert er sich. Doch dass das Haus wieder aufgebaut wird, dass hatte sich der Historiker zusichern lassen. Ebenso wie die Zahl der Personalstellen übrigens.

Vor diesem Hintergrund schaffte er auch das, was er als seine wichtigste Aufgabe in all den Jahren angesehen hat: die Mitarbeiter zu motivieren. „Wir Bibliothekare haben eine Funktion als Dienstleister, wir arbeiten für andere Menschen. Da ist es unheimlich wichtig, motiviert zu sein“, sagt Ekkehard Henschke. Dazu habe auch die neue Arbeitsorganisation mit flacheren Hierarchien ab 2002 beigetragen.

„Vor allem der menschliche Faktor und der bauliche Faktor sind es, die mich sagen lassen: Ich bin zufrieden mit dem, was ich erreicht habe“, so Henschke.

**Ein großer Moment: die Grundsteinlegung zum Wiederaufbau des Ostflügels der Bibliotheca Albertina am 10. Februar 1992. UB-Direktor Dr. Henschke versenkt die Kassette mit der Urkunde und Zeitdokumenten in den Grundstein. Foto: Armin Kühne**





Ein Blatt aus dem Codex Sinaiticus, der nun komplett digitalisiert wird.  
Foto: Universitätsbibliothek

Auch die Zahlen sprechen eine klare Sprache: Standen bei der Eröffnung 1891 rund 800 000 Bände in den Bibliotheksregalen, so sind es heute 3,6 Millionen (die Zweigstellen nicht mitgerechnet). 17 000 Zeitschriften stehen in elektronischer Form zur Verfügung, 7 000 gesellen sich in gedruckter Form hinzu.

Moderne Kommunikations- und Transportmittel im Haus sind nicht mehr wegzudenken. Eine Gebrauchsbibliothek für das 21. Jahrhundert – die natürlich in den letzten Jahren auch mit vielen Sparzwängen zu kämpfen hatte. „Aber ich bin seit zwei Jahren dabei, nicht mehr zu klagen“, sagt der nunmehr Ex-Direktor. „Das Jammern ist mir auf den Wecker gefallen. Man soll lieber mit Erfolgen punkten bei den Geldgebern.“

Henschke bemühte sich auch stark, das Zweigstellennetz zu verkleinern, für ein wenig mehr Zentralisierung zu sorgen. 51 Zweigstellen hatte die Universitätsbibliothek bei seinem Amtsantritt, 35 sind es jetzt. Planungen für eine Zentralbibliothek Medizin/Naturwissenschaften, die ihm sehr am Herzen liegt, finden immer mehr Anhänger.

Sie vielleicht Realität werden zu lassen, das obliegt Henschkes Nachfolger (dessen Vorstellung im Senat bei Drucklegung dieses *Uni-Journals* noch ausstand).

Henschke selbst hat nun endlich Zeit, sich ein paar Büchern zu widmen, die schon lange daheim darauf warten, gelesen zu werden, unter anderem der historische Roman „Baudolino“ von Umberto Eco. Über kurz oder lang werde es ihn dann auch wieder in die Nähe seiner Geburtsstadt Berlin ziehen, sagt er. Und natürlich nach Oxford, zu seiner Frau. Aber immer wieder wird er auch der Albertina einen Besuch abstatten – nicht nur, um in der Grassistraße nach der Platane zu sehen, die er dort gepflanzt hat und von der er hofft, „dass sie so wächst und gedeiht wie die Bibliothek.“

## Geburtstage

### Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

**65. Geburtstag**  
Prof. Dr. Klaus Lange, Institut für Empirische Wirtschaftsforschung, Professur Statistik, am 22. März

### Sportwissenschaftliche Fakultät

**65. Geburtstag**  
Dr. Manfred Radon, Institut für Sportmedizin, am 17. März

### Medizinische Fakultät

**60. Geburtstag**  
Prof. Dr. med. Horst Adam Horst, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie und Intensivtherapie, am 5. März

Prof. Dr. med. Hans-Jürgen Glander, Klinik und Poliklinik für Hautkrankheiten, am 14. März

**65. Geburtstag**  
Prof. Dr. med. Bernd Klötzer, Chirurgische Klinik und Poliklinik II, am 7. April  
Prof. Dr. med. Peter Bührdel, Universitätsklinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche, am 29. April

**70. Geburtstag**  
Prof. Dr. med. Gerhard Sack, Klinik und Poliklinik für Neurologie, am 3. April

**75. Geburtstag**  
Prof. Dr. med. Wolfgang Rotzsch, Institut für Laboratoriumsmedizin, Klinische Chemie und Molekulare Diagnostik, am 2. März

Prof. Dr. med. Helga Marek, Med. Klinik u. Poliklinik III, am 22. März

Prof. Dr. rer. nat. Eberhard Hofmann, Institut für Biochemie, am 19. April

**85. Geburtstag**  
Prof. Dr. med. Wilhelm Oelßner, Klinik und Poliklinik für Diagnostische Radiologie, am 3. März

### Fakultät für Physik und Geowissenschaften

**65. Geburtstag**  
Prof. Dr. Dieter Michel, Institut für Experimentelle Physik II, am 17. März  
Prof. Dr. Franz Jacobs, Institut für Geophysik und Geologie, am 12. April

Der Rektor der Universität Leipzig und die Dekane der einzelnen Fakultäten gratulieren herzlich.

(Die Geburtstage werden der Redaktion direkt von den Fakultäten gemeldet. Die Redaktion übernimmt für die Angaben keine Gewähr. Das gilt auch für deren Vollständigkeit.)



# „Vertreten Sie meine Hauptvorlesung?“

Wie eine Frage an den Anatom Wolfgang Schmidt seinem Leben die Richtung gab

Von Dr. Bärbel Adams

**Professor Wolfgang Schmidt im Anatomiehörsaal – wie immer frei sprechend.  
Foto: Waltraud Grubitzsch,  
dpa Picture-Alliance**



Wolfgang Schmidt wurde 1939 in Leipzig geboren, verlebte hier seine Kindheit, studierte Medizin (1957–63), erwarb seinen Facharzt für Anatomie (1967), habilitierte sich 1982, ebenfalls 1982 folgte die Ernennung zum Oberarzt, 1989 zum Prosektor, 1994 schließlich die Berufung zum Professor für Anatomie. 1995–97 war er kommissarischer Direktor des Institutes. Er begleitete maßgeblich die Rekonstruktionsmaßnahmen des Anatomischen Institutes und plante als Lehrbeauftragter den anatomischen Unterricht.

Schmidt ist maßgeblich geprägt von seinen Lehrern: Prof. Kurt Alverdes (1947–59 Direktor des Institutes), bei dem er Vorlesungen belegte, Prof. Rolf Bertolini (1960–80 Direktor), der ihn maßgeblich förderte, und Prof. Gerald Leutert (1929–99 Direktor), mit dem ihm eine kollegiale Zusammenarbeit verband.

Wenn er jetzt in den wohlverdienten Ruhestand geht, verlieren die Studenten einen Hochschullehrer, der in ihren Bewertungen der Lehrqualität immer ganz oben stand: Prof. Dr. Wolfgang Schmidt, Prosektor am Institut für Anatomie unserer Universität. Die Studenten honorierten damit einen Wissenschaftler, der Liebe zu seinem Fach weitergeben wollte und der in den Studierenden seine potenziellen Kollegen sah.

Dabei schlug sein Herz keineswegs von Anfang für die Anatomie, sondern er liebäugelte nach Studium und Pflichtassistenz 1964 eher mit der Orthopädie. Doch da hier zunächst keine freie Stelle zu finden war, wollte er zumindest bei den Knochen, Gelenken und Muskeln bleiben und fragte bei Prof. Rolf Bertolini nach, der zur damaligen Zeit Direktor des Instituts für Anatomie in Leipzig war. Ein Schritt fürs Leben wie sich zeigte.

Während er das abgemachte eine Jahr Assistenzzeit absolvierte, bekam er eine

freie Stelle in einer Leipziger orthopädischen Klinik angeboten, lehnte diese aber aus Pflichtbewusstsein ab, weil ein Präparierkurs anstand. Bertolini bot seinem jungen Assistenten nach dem ersten Jahr dann an, seinen Facharzt für Anatomie zu machen, in insgesamt drei Jahren, nicht wie üblich in fünf. „Danach steht Ihnen jede Klinik offen“, warb der Professor und fragte einmal so ganz nebenbei: „Wollen Sie meine Hauptvorlesung vertreten? Aber merken Sie sich, in meinem Institut werden die Vorlesungen frei gehalten!“

Wolfgang Schmidt hielt sich daran – bis zur letzten Vorlesung. „Denn das freie Sprechen hat Vorteile“, resümiert er, ich halte den Blickkontakt zum Studenten, schaffe eine angemessene Disziplin, kann nebenbei an der Tafel meine Worte illustrieren und die Studenten können gleichauf mit mir mitschreiben.“

Schon bald übernahm der junge Assistent die Leitung des Kurses mikroskopisch-

anatomische Übung. Daneben wurde er in die Arbeitsgruppe von Prof. Dietmar Wendler aufgenommen, der später Chef der Anatomie in Magdeburg wurde. „Wir haben damals gewissermaßen schon Drittmittel eingeworben.“, meint Schmidt. „Das Arzneimittelwerk in Dresden unterstützte unsere Arbeiten zur Missbildungswirkung von Arzneimitteln während der Schwangerschaft, natürlich im Tierversuch. Wir wurden großzügig mit so viel Forschungsmikroskopen versorgt, dass sie für das ganze Institut reichten.“ Stolz machte ihn, dass der Testkatalog, den die Wissenschaftler im Auftrag des Rates für gegenseitigen Wirtschaftshilfe dazu erstellten, auch von der Pharmaindustrie des Westens für harte Währung aufgekauft wurde. Zwei weitere große Forschungsprojekte zählt Schmidt zu den Highlights seiner Arbeit: Die Eröffnung des Plastinationslabors und die Mitarbeit in ICCAS.

In Zusammenarbeit mit dem Präparationsingenieur Hanno Steinke gelang die Herstellung von Plastinationsscheiben von nur 0,8 mm Dicke. Hier waren selbst kleinste Äderchen und Nerven gut sichtbar und eingescannt eine hervorragende Grundlage für die computer- und robotergestützte Chirurgie, die im gleichnamigen Innovationszentrum (kurz: ICCAS) weiter entwickelt werden soll. Hier ist Prof. Schmidt beteiligt an der Aufgabe, CT- und MRT-Schnitte mit den Plastinationen in Übereinstimmung zu bringen – als Voraussetzung für die realitätsnahe dreidimensionale Bildgebung. Diese wiederum brauchen die Chirurgen für Navigationsverfahren, die ihnen den Zugang zum Operationsfeld erleichtern und ein exaktes Operieren ermöglichen sollen beziehungsweise die sie zur virtuellen Planung komplizierter Operationen benötigen. Als Vorstandsmitglied von ICCAS will Prof. Schmidt dabei bleiben.

Großes und Kleines hat sich am Institut verändert, nachdem Wolfgang Schmidt vor 40 Jahren dort antrat. Im Fach Anatomie haben sich die Lehrinhalte verändert und der Anteil am Ausbildungspensum der Studenten ist geschrumpft. Kein Wunder, die medizinischen Wissenschaften stoßen immer mehr in neue Dimensionen vor und vieles muss in die Ausbildung der Studenten aufgenommen werden. „Doch ohne profunde anatomische Kenntnisse kein guter Arzt“, mahnt Schmidt. Und er ist froh, dass er damals vor 40 Jahren mit sanfter Nachhilfe seines Lehrers Rolf Bartolini den Weg zur Anatomie fand.



## Gesichter der Uni



**Erich Marx (1874–1956)**  
Foto: Universitätsbibliothek

Die Reihe „Gesichter der Uni“ erscheint seit April 2004 regelmäßig im *Uni-Journal*.

Sie umfasst kurze Portraits von Universitätsangehörigen verschiedenster Jahrhunderte. Dunkle Kapitel der Universitätsgeschichte bleiben dabei nicht ausgespart. Geschrieben werden die Portraits von Angehörigen und Mitarbeitern der „Kommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.

Auf einen Blick finden Sie die „Gesichter“ im Internet unter [www.uni-leipzig.de/journal/gesichter](http://www.uni-leipzig.de/journal/gesichter)

Der für uns alltägliche Gebrauch des Fernsehers wäre ohne die Grundlagenforschungen des Leipziger Physikers Erich Marx nicht denkbar. Die „Marxsche Röhre“, eine Vorläuferin der Fernsehröhre, ist heute im Deutschen Museum in München zu sehen. Erich Anselm Marx wurde am 13. März 1874 als Sohn des jüdischen Aktienmaklers Jacob Marx in Berlin geboren. Er studierte Mathematik, Physik und Chemie an den Universitäten Berlin, Erlangen und Göttingen und wurde 1898 Assistent von Philipp Lenard in Kiel. Nach einem Forschungsaufenthalt bei Svante Arrhenius an der Universität Stockholm wechselte Marx schließlich an die Universität Leipzig. 1903 habilitierte er sich hier und wurde vier Jahre später zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor ernannt. In Zentrum seiner Forschungen stand vornehmlich die Radiologie. 1912 konnte er nachweisen, dass sich Röntgenstrahlen mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten.

Während des Ersten Weltkriegs arbeitete Marx für AEG und Telefunken. Seine Forschungen im Bereich der Lautverstärkung spielten bei der für den Militäreinsatz wichtigen Funk- und Telefon-technik eine wesentliche Rolle. Diese Grundlagenforschung führte auch zur Entwicklung der 1919 patentierten Lautverstärkerröhre.

1920 wurde Marx zum beamteten außerordentlichen Professor für Radiophysik berufen und gleichzeitig zum Direktor des Radiologischen Instituts der Universität Leipzig ernannt. Als ausgewiesener Experte auf seinem Gebiet betreute er in diesem Zeitraum auch das von ihm begründete mehrbändige „Handbuch der Radiologie“.

Marx war Angehöriger der französisch-reformierten Kirche, gehörte aber aufgrund seiner jüdischen Abstammung zu den ersten Leipziger Hochschullehrern, die 1933 von den Nationalsozialisten auf Grundlage des Paragraphen 3 des Berufsbeamtengesetzes, den berüchtigten „Arierparagraphen“, entlassen wurden.

Nach seiner Entlassung gründete Marx in Leipzig ein privates radiophysikalisches Institut. 1941 konnte er, wiewohl in Europa schon der Zweite Weltkrieg tobte, noch in die USA emigrieren. Hier hatte er verschiedene Professuren inne, zuletzt am renommierten Rensselaer Polytechnic Institute in Troy, New York.

Dort starb Erich Marx am 30. Januar 1956.

Ronald Lambrecht,  
Historisches Seminar

# „Verzweifeln tue ich nicht!“

## Vor 60 Jahren erschoss die Gestapo die Leipziger Absolventin Margarete Bothe

Von Wulf Bothe\*

„Ich, Margarete Bothe, Tochter des Generaldirektors Gustav Bothe, bin am 27. 7. 1914 in Merseburg geboren.“ So beginnt Margarete Bothe ihren Lebenslauf, den sie 1943 der philosophischen Fakultät der Leipziger Universität vorlegte, um dort bei Otto Vossler in Geschichte zu promovieren.

Sie war das dritte Kind des Merseburger Landrates Gustav Bothe, eines Juristen, der aus Hannover stammte und später Generaldirektor der Städtefeuersozietät der Provinz Sachsen wurde. Ihre Mutter Lotte war die Tochter des Merseburger Dompredigers und Stiftssuperintendenten Professor Wilhelm Bithorn.

Margarete Bothe war kein ganz einfaches Kind. „Sie war eine, die den Mund aufmachte.“ So äußern sich Familienangehörige und Zeitzeugen. Ungerechtigkeit – auch gegenüber anderen – nahm sie nicht schweigend hin. Mit dieser Wesensart hängt zusammen, dass sie das Oberlyzeum in Merseburg nur bis zur Mittleren Reife besuchte. Denn ihre Mutter wurde des öfteren zu Gesprächen wegen ihrer „aufsässigen“ Tochter in die Schule gebeten. Nach einem Frauenschuljahr in Halle besuchte Margarete Bothe doch noch die Oberstufe des Seydlitz-Oberlyzeums in Halle und machte dort 1936 ihr Abitur. Dem folgte ein halbes Jahr Arbeitsdienst. Dann ließ sie sich in Braunschweig zur Volksschullehrerin ausbilden und begann 1938 mit dem Studium der Germanistik, Geschichte und Geographie in Heidelberg, das sie 1939 an der Universität Leipzig fortsetzte.

Als Studentin Vosslers und Gadamer lernte sie dort Marianne Goerdeler kennen und war gelegentlich Gast in deren Elternhaus. Mit Käte Lekebusch, der späteren Frau Hans-Georg Gadamer, freundete sie sich an, enge Freundschaft schloss sie mit

Karl Erich Born, dem späteren Historiker in Tübingen, und vor allem mit Elisabeth Grosch aus Dresden.

Bei Kontakten war man allgemein vorsichtig und versuchte herauszubekommen, wem man trauen könne. Dabei galten die meisten Studentinnen um Vossler und Gadamer im Sinne des Regimes als politisch nicht gerade zuverlässig. Eigenartigerweise litt man bei – aus heutiger Sicht – erstaunlich offenen Diskussionen auch eine Studentin, von der man wusste, dass sie eine glühende Verehrerin Hitlers war. Aber sie galt als eine, die abweichende Meinungen akzeptierte, als kameradschaftlich und auch zuverlässig.

### Ein „Rundfunkverbrechen“

Unter diesen Umständen studierte nun Margarete Bothe zügig und promovierte 1944 bei Vossler. Thema ihrer Dissertation: „Das Verhältnis von Moral und Politik bei Kant, Herder, Fichte und Hegel“. Eine ideengeschichtliche Abhandlung von strikter Sachlichkeit, praktisch ohne Gegenwartsbezug, aber mit brisanten Zitaten Kants und Herders. Danach bereitete sich Margarete Bothe auf das Staatsexamen für das Höhere Lehramt vor und schloss im November 1944 mit ihm ihr Studium ab. Sie war gerade im Begriff, ihre Wohnung aufzulösen und nach Hannover zu ihren seit 1936 dort lebenden Eltern zu ziehen, als sie von der Gestapo verhaftet wurde. Der Vorwurf: Rundfunkverbrechen, also das Abhören ausländischer Sender.

Das war mit Wirkung vom 1. September 1939, also zu Kriegsbeginn, durch die „Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen“ unter strenge Strafe gestellt worden. Bei diesen Delikten ermittelte die Gestapo, und darüber urteilten

meist die Sondergerichte. Die dafür gültige Strafprozessordnung schuf großen Rechtsspielraum und bewirkte, dass schneller Prozess gemacht werden konnte. Eine Verteidigung war nur eingeschränkt möglich. Wurde man nun in einem solchen Prozess freigesprochen, was durchaus vorkam, so bedeutete dies nicht, dass man automatisch aus der Haft entlassen wurde. Denn darüber befand die Gestapo. War sie mit dem Freispruch nicht einverstanden, so beantragte sie kurzerhand Rückführung. Das hieß, der noch Inhaftierte wurde zur Gestapo entlassen, die ihn dann in „Schutzhaft“ hielt oder in ein KZ schickte oder gleich ermordete.

Wie nun war Margarete ins Visier der Gestapo gelangt? Von Oktober 1942 bis zum 20. März 1944 hatte sie ihr möbliertes Zimmer bei dem ehemaligen Philosophieprofessor Menzel gemietet, der bis zum Novemberpogrom 1938 an der Höheren Israelitischen Schule zu Leipzig unterrichtet hatte.

Danach gab er Privatunterricht und war stundenweise an einer privaten Kaufmännischen Berufsschule tätig. In seiner Wohnung traf sich ein Freundeskreis von Regimegegnern, zu dem Sonja Schwarz, die Tochter des 1945 hingerichteten kommunistischen Widerstandskämpfers Georg Schwarz, ihr späterer Mann Gerhard Matthäus und zeitweise auch Margarete Bothe gehörten. Menzel und seine Frau waren um die Jahreswende 1942/43 dazu übergegangen, ausländische Sender abzuhören. Das hielten sie zwar zunächst vor ihrer Untermieterin geheim, gaben aber dann doch Informationen an sie weiter. Da sich Margarete Bothe in der kalten Jahreszeit im Wohnzimmer ihrer Wirtsleute aufwärmen durfte, wurde sie schließlich Zeugin und hörte auch mit. Über die von ihrer Vermieterin erhaltenen Informationen hat sie unvorsichtigerweise einmal zu der oben erwähnten Studentin gesprochen, die als Nationalsozialistin bekannt war. Aber die behielt es – jedenfalls zunächst – für sich.

Unmittelbar vor dem 20. Juli 1944 kam es dann zu einem Wortwechsel zwischen eben dieser Studentin und der temperamentvollen Käte Lekebusch, in dem diese sinngemäß äußerte, dass der Tag, an dem Hitler umgebracht würde, ein Freudentag für sie wäre. Damit hatte sie der Kommilitonin wohl zuviel zugemutet und wurde nach dem missglückten Attentat auf Hitler von ihr denunziert. Der Volksgerichtshof sprach sie zwar „mangels Beweisen“ frei, doch die Gestapo hielt sie weiterhin in

Haft. Nur durch glückliche Umstände überlebte sie.

Vermutlich hat sich – während der Verhöre hinsichtlich des studentischen Umfeldes von Käte Lekebusch – die Hitler verehrende Kommilitonin auch an das erinnert, was Margarete Bothe ihr anvertraut hatte, und es preisgegeben. Denn die Gestapo wusste von dieser Äußerung und verwendete sie als Belastungsmaterial in der Hauptverhandlung, wie das Protokoll des Verteidigers ausweist.

Am 1. Dezember 1944 wurde Margarete Bothe verhaftet und in das Polizeigefängnis Wächterstraße gebracht, ihre ehemaligen Vermieter drei Tage später. Am 21. Dezember wurden alle drei Gefangenen ins Untersuchungsgefängnis in der Moltkestraße verlegt, und am 15. Januar erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Rundfunkverbrechens gegen Margarete Bothe und ihre ehemalige Vermieterin Menzel. Letztere wurde zu einem Jahr und acht Monaten Zuchthaus verurteilt und überlebte wie ihr Mann, der offenbar aus der U-Haft fliehen konnte. Menzel wurde nach dem Krieg Ordinarius an der Universität Leipzig.

## Trotz Freispruchs wieder ins Gefängnis

Margarete Bothes Prozess fand am 1., 6. und 8. Februar 1945 vor dem Sondergericht I in der Elisenstraße 64 statt und endete mit einem Freispruch. Die Urteilsbegründung ist nicht erhalten. Es war der Angeklagten wohl nicht eindeutig genug nachzuweisen, dass sie absichtlich Feindsender abgehört und die Nachrichten beim Sich-Aufwärmen im Wohnzimmer akustisch verstanden hatte. Außerdem gab der Gestapobeamte zu, sie „hart angefasst“ zu haben.

Es verwundert nicht, dass die Gestapo dieses Urteil nicht gelten ließ. Dabei war ihr vermutlich das Abhören von ausländischen Sendern gar nicht das Wichtigste. Entscheidender war wohl eher, dass Margarete Bothe ihre damaligen Vermieter nicht angezeigt hatte und schon während ihres ersten Verhörs und offenbar auch in der Hauptverhandlung unmissverständlich klargemacht hatte, dass sie auch in Zukunft auf gar keinen Fall denunzieren würde. Als zusätzlich belastend wurden vom Gestapobeamten auch die Besuche im Hause Goederler und das freundschaftliche Verhältnis zu Käte Lekebusch in der Hauptverhandlung erwähnt.



**Margarete Bothe 1939 als Studentin in Heidelberg. Foto: Familienbesitz**

Margarete Bothe wurde auf Betreiben der Gestapo also nicht freigelassen, sondern am 9. Februar zu ihr „rückgeführt“, also ins Polizeigefängnis in der Wächterstraße gebracht. Geplant war offenbar die Einweisung in ein KZ als „erzieherische Maßnahme“.

Woraus Margarete Bothe Mut und Stärke gewonnen hat, zeigt sie in ihren letzten Briefen an ihre Eltern: „Hier erlebe ich immer wieder, daß das Glück nicht von äußeren Umständen abhängt, sondern allein in uns liegt. Die Zeit hier ist nicht verloren. Ich erlebe hier viel und tröste mich daher mit Wilh. v. Humboldt und dessen Ideal, sich nach allen Seiten hin auszubilden.“

Oder: „Ich lebe von der Begegnung mit warmen, mitempfindenden Menschen und bin tief dankbar, daß es auch hier so etwas gibt. [...] Gerade hier [...] wird die geistige Begegnung zum stärksten Erlebnis. Dieses sich Unterwerfen-Müssen unter einen fremden Willen bringt mir oft die eigentliche innere Freiheit zum Bewusstsein. Allerdings muß ich oft um meinen Leitspruch kämpfen: Das Einzige, was der Mensch tun kann, ist, sich mild zu erhalten. (Goethe)“

Da steht wieder das Mädchen vor unseren Augen, das nicht klein beigibt, wenn es sich oder andere in ihren Rechten verletzt sieht. Auch im letzten Brief gibt es keine Unterwerfung: „Ihr braucht Euch nicht zu ängstigen: Verzweifeln tue ich nicht. Die Gedankenwelt der deutschen Idealisten, Herder, Hegel, Goethe und auch das Kennenlernen dieses und jenes Menschen [Hertha Goldmann], das alles hält mich immer wieder aufrecht.“

Doch er stehet männlich an dem Steuer. Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen. Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern.“

Mit dieser letzten Strophe aus Goethes Gedicht „Seefahrt“ signalisiert sie, dass sie sich, ohne zu wanken, ihrem Schicksal stellt.

Für Margarete Bothe kam am 12. April 1945 das Ende. Der Kommandant der Sicherheitspolizei Leipzig hatte der Gestapoführung befohlen, alle Häftlinge in den Polizeigefängnissen, die ein Sicherheitsrisiko für den Staat darstellten, zu erschießen. Dazu hatten die Sachbearbeiter eine A-Liste für Entlassung und eine B-Liste für „Sonderbehandlung“ zu erstellen. Die B-Liste der zu Erschießenden enthielt 130 Namen. Nach einem Protest des Leiters des Erschießungskommandos Karl Rieth (die Anzahl der Beamten reiche für eine solche Massenexekution nicht aus), wurde noch einmal „gesiebt“ und eine B-Liste mit „nur“ 56 Namen erstellt.

Wieder dabei war der von Margarete Bothe. Mit einem Bus wurden die schließlich 52 Häftlinge aus den Polizeigefängnissen Riebeck- und Wächterstraße geholt und zum Exerzierplatz Lindenthal gefahren, wo sich ein frischer Bombentrichter befand. Nach dem Kommando „Hinlegen!“ wurden die Häftlinge nacheinander zum Trichter gebracht, mit Genickschüssen getötet und in die Grube gestoßen. Anschließend schaufelte das Erschießungskommando Erde darüber und fuhr nach Hause.

Am 2. Mai wurden die Leichen der Ermordeten exhumiert und Margarete Bothe von ihrer Freundin Elisabeth Grosch identifiziert. Diese veranlasste die Einäscherung und sorgte für die Überführung nach Merseburg. Dort wurde Margarete Bothes Urne zwischen den Gräbern ihrer Großeltern Bithorn beigesetzt.

In Leipzig-Gohlis ist eine Straße nach Margarete Bothe benannt, und die Universität Leipzig hat sie mit einem Eintrag in das Ehrenbuch und auf der Gedenktafel in der Universitätsbibliothek geehrt. Margarete Bothe war keine Widerstandskämpferin im engeren Sinne, aber sie widerstand dem Ansinnen des Regimes, ihrer Auffassung von Recht und Menschenwürde untreu zu werden. Dafür starb sie. Sie verdient, dass man sich ihrer erinnert.

*\* Der Verfasser ist Oberstudienrat a. D. in Norderstedt. Sein Großvater und der Vater Margarete Bothes waren Vettern.*

*Eine ausführliche Darstellung der Geschichte Margarete Bothes erscheint in Band 6 der Reihe „Sächsische Lebensbilder“ (Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften).*

# Klebstoff für Christus

## Die Restaurierung der Epitaphien aus der Universitätskirche St. Pauli

Von Dr. Rudolf Hiller von Gaertringen, Leiter der Kustodie

Nachdem mit der Sprengung der Universitätskirche und des Augusteums im Frühjahr 1968 die geistig-geistliche Mitte sowie wesentliche Teile der historischen Identität der Universität zerschlagen worden sind, kommt den dort geretteten Kunstwerken erhöhte Bedeutung zu. Innerhalb dieses Komplexes nehmen die Kunstwerke aus der Kirche eine besondere Stellung ein: Die Grabmonumente aus drei Jahrhunderten (16.–18.) sind ein materielles Sediment der Universitätsgeschichte, das für nachfolgende Generationen Glaubenszeugnis, Erinnerung und Selbstvergewisserung verkörpert. Sie bilden ein sozial- und kunsthistorisch einzigartiges Ensemble. Während die mit dem mittelalterlichen Dominikaner-Kloster verknüpften Kunstwerke meistens restauriert sind und in der Studiensammlung besichtigt werden können, stellen die – für die Universitätsgeschichte im engeren Sinne relevanteren – neu-

zeitlichen Epitaphien für die Kustodie eine Hauptaufgabe der kommenden Jahre dar, kunsthistorisch und restauratorisch. Hinter den Kulissen sind hier in den vergangenen Jahren wichtige Fortschritte erzielt worden. Fragmentiert und lange Jahre provisorisch zunächst im Dimitroff-Museum im Reichsgericht, später in einem Depot der Landeskirche gelagert, konnten



**Abb. 1**  
Das Epitaph für Georg Tobias Schwendendorffer von 1685 an der Nordwand des Hauptchores, Zustand im März 1944. Foto: Kustodie, E. Kirsten

### Ausstellung

Einblicke in den Stand verschiedener Restaurierungsprojekte gewährt eine Ausstellung in der Galerie im Hörsaalbau, die auch einzelne Originale zeigt. Sie wird am 13. April um 19 Uhr eröffnet und dauert bis zum 25. Mai.

die Werke im Frühjahr 2004 in ein universitätseigenes Kunstdepot überführt werden. War schon seit dem Sommer 2002, unterstützt durch die Hochschule für Bildende Künste Dresden, Fachklasse Restaurierung Polychromer Holzbildwerke unter Leitung von Prof. Dipl. Rest. Dr. Ulrich Schießl und ausgeführt durch Johannes Schaefer, eine erneute Erfassung sämtlicher Fragmente in Angriff genommen worden, so traten die Arbeiten nun in eine neue Phase: Die sorgsam sortierten und im neuen Depot auf dem Boden ausgelegten Teilstücke lassen das jeweilige Epitaph schon jetzt vor dem geistigen Auge wiedererstehen, zugleich stellt dies eine Voraussetzung für die Restaurierung dar.

Ferner wurde im Rahmen einer Dresdener Diplomarbeit – ebenfalls durch Johannes Schaefer – die Restaurierung eines Teilstücks vom Epitaph Heideck († 1603) ins Werk gesetzt. Neben der Instand-

setzung einer stark beschädigten Holzstruktur wurde eine in Teilen originale Weiß- und Goldfassung freigelegt (s. *Journal* 5/2004, S. 44/45). Indem das Erscheinungsbild dieses kunsthistorisch besonders wertvollen Objektes in einem ersten Probestück anschaulich wird, ist ein Glanzpunkt der Ausstattung wiedergewonnen, der wichtige Perspektiven aufzeigt.

**Rechts: Abb. 2**  
**Das Epitaph Schwendendörffer im**  
**neuen Kunstdepot, Zustand im Herbst**  
**2004.**

**Unten: Abb. 3**  
**Der rechte Engel des Epitaphs Schwen-**  
**dörffer nach der Restaurierung,**  
**Zustand im Frühjahr 2005.**  
**Fotos: Kustodie, M. Wenzel**



Doch auch auf anderen Gebieten sind Fortschritte zu vermelden. So wurde im Herbst 2004 mit der ersten Steinrestaurierung begonnen, wobei die Kustodie von der Fachhochschule Potsdam, Studiengang Steinrestaurierung, namentlich Prof. Gottfried Hauff, beraten wurde. Die Wahl fiel auf das Epitaph des Juristen Georg Tobias Schwendendörffer (Abb. 1), ein großformatiges, besonders aufwendiges Barock-Epitaph von 1685, das im Zentrum die Auferstehung Christi zeigt. Ausbau, Transport und Lagerung hatten zahlreiche Frakturen verursacht (Abb. 2), die geklebt werden mussten. Der in Potsdam ausgebildete Restaurator Gunter Nerlich hatte sich in seiner Diplomarbeit mit den Charakteristika einzelner Klebstoffe auseinandergesetzt. Zugleich wurden die stark verschmutzten Oberflächen mit gutem Ergebnis trocken gereinigt (Abb. 3). Parallel regte die Kustodie naturwissenschaftliche Untersuchungen an, wobei auf universitätsinterne Expertise zurückgegriffen werden konnte. Das Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft, namentlich Prof. Dr. Klaus Bente und Dr. Hans-Joachim Höbler, untersuchten die verwendeten Steine und identifizierten zwei verschiedene

Alabastersorten. Der tiefschwarze Anstrich der Architekturelemente wurde durch Prof. Dr. Stefan Berger und Prof. Dr. W. Engewald vom Institut für Analytische Chemie untersucht, wobei Ruß und Spuren von Bleiglanz als Pigmente festgestellt wurden. Konzeptionell setzen alle Restaurierungen auf das Prinzip der „minimal intervention“, „so wenig wie möglich und so viel wie nötig“. Im Vordergrund steht die Konservierung originaler Substanz. Die Restaurierung im Sinne einer Wiederherstellung, z. B. durch Ergänzung oder Retusche, soll die Lesbarkeit gewährleisten und nicht den Zustand beschönigen. Zugleich wird auf Reversibilität Wert gelegt. Eine Rektorkommission stellte Überlegungen für die künftige Präsen-

tation von Kunstwerken auf dem neuen Campus an. Das umfangreiche Gesamtkonzept sieht vor, eine größtmögliche Zahl von Epitaphien im Ostbereich der Pauliner-Aula zu präsentieren, in Verbindung mit dem Andachtsraum der Theologischen Fakultät. In Anlehnung an die ehemaligen „Chorschranken“ werden zwei parallele Wandstücke vorgeschlagen, auf welchen eine barock inspirierte, dichte Hängung der Werke auf verschiedenen Anbringungshöhen wiedererstehen soll. Eine termingerechte Fertigstellung bis 2009 des 10 Stein-, 13 Holz- sowie einige Metallepitaphien umfassenden Komplexes wird nur dann möglich sein, wenn es gelingt, bald größere Fördersummen einzuwerben.

